DRANGSALE EINER FRAU: ODER: DIE HALLIBURTONS. ROMAN VON HENRY WOOD...

Ellen Wood





Drangsale einer Frau

Oder:

Die Halliburtons.

Vierter Band.

Drangsale einer Frau

Oder:

Die Halliburtons.

Roman

von

Frau Henry Wood,

Verfasserin von „East Lynne", „Die Channings" ꝛc.

Aus dem Englischen von A. Kretzschmar.

Autorisirte Ausgabe.

Vierter Band.



Leipzig,
Voigt & Günther.
1863.


Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Atterly's Feld.

Lachend, plaudernd und mit Pfänderspielen und dergleichen vertrieb die heitere Gesellschaft in Mistreß Ashley's Salon sich die Zeit.

Die Dame des Hauses selbst nahm an diesen Belustigungen keinen Antheil. Sie saß in einiger Entfernung an einem kleinen Tische mit einer Arbeit in der Hand, sprach dann und wann ein Wort und lächelte bei sich selbst, wenn einmal ein ganz ungewöhnlich lautes Gelächter zum Ausbruch kam.

Es war merkwürdig, daß nur fünf Stimmen einen solchen Lärm machen konnten. Die jungen Leute saßen im Kreise: Mary Ashley zwischen William Halliburton und Herbert Dare, Anna Lynn zwischen Herbert Dare und Henry Ashley, Henry und William nebeneinander.

In so fröhlichen, glücklichen Augenblicken vergeht die Zeit rasch. Ehe man es gedacht hatte, zeigte die schöne französische Stutzuhr auf halb neun und verkündete dies durch ihren silbernen Glockenschlag.

Man war eben mit dem Spiel zu Ende. Herbert Dare stand in einer Ecke, um durch diese ihm auferlegte Strafe das letzte Pfand auszulösen.

Man wollte ein anderes Spiel beginnen, als der Schlag der halben Stunde William bewog, einen Blick auf die Uhr zu werfen.

„Schon halb neun? Wer hätte das gedacht! Ich hätte nicht geglaubt, daß es so spät sei. Ich muß mich auf eine halbe Stunde entfernen“, setzte er aufstehend hinzu.

„Warum denn?“ rief Henry Ashley.

„Ich muß zu Easts gehen.“

Henry begann einen Wortkrieg, wie Herbert Dare sich ausgedrückt hatte. William lachte und überstimmte ihn in seiner ruhigen Weise.

„Ich habe jenen Leuten versprochen, heute Abend zu ihnen zu kommen“, sagte er. „Ich gab dieses Versprechen unbedingt. Ich muß nun wenigstens hingehen und ihnen sagen, daß ich nicht kommen kann — wenn das kein Widerspruch ist. Sieh nur nicht so mürrisch aus, Henry.“

„Ich weiß schon, Du willst nicht wiederkommen“, sagte Henry ärgerlich. „Wenn Du einmal dort bist, so bleibst Du auch.“

„Nein, ich habe Dir ja schon gesagt, daß ich wiederkomme. Wenn ich diese Leute aber den ganzen Abend auf mich warten lassen wollte, so wäre dies sehr unrecht von mir — dies wirst Du selbst zugeben.“

Mit diesen Worten ging er hinaus und verließ das Haus. Als er das Gitterthor erreichte, kam Mr. Ashley eben herein. Er war in der Fabrik gewesen — er ging nach dem Thee nicht oft wieder hin.

„Willst Du schon fort, William?" rief Mr. Ashley mit dem Ausdruck der Ueberraschung.

„Ich komme wieder, Sir. Ich muß blos einmal zu Easts."

„Nun, wie geht's mit Deinem Project? Interessiren sich die Leute für belehrende Unterhaltung?"

„Ja, ich glaube es und ich habe die beste Hoffnung."

„Na, Hoffnung ist das Allerbeste", antwortete Mr. Ashley lachend. „Es sollte mich indessen wundern, wenn diese Leute Dir treu blieben. William", setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, während sein Ton in einen geschäftlichen überging, „ich habe einige Worte mit Dir zu sprechen. Ich wollte es Dir schon heute Nachmittag im Comptoir sagen, aber es kam etwas dazwischen. Ich habe mich nämlich in Bezug auf die Reise nach Lyon anders besonnen. Anstatt, wie ich mir erst vorgenommen, Dich hinzuschicken, werde ich wohl nun Samuel Lynn damit beauftragen."

Mr. Ashley schwieg. William antwortete nicht sofort.

„Samuel Lynn's Erfahrung ist größer als die Deinige", hob Mr. Ashley wieder an. „Es handelt sich um etwas Neues, und er wird besser, als es Dir möglich wäre, sehen, was sich machen läßt oder nicht."

„Sehr wohl, Sir", antwortete William endlich.

„Du sprichst, als ob Du Dich in Deiner Erwartung getäuscht fühltest", bemerkte Mr. Ashley.

William fühlte sich auch wirklich getäuscht. Die Ursache, aus welcher dies der Fall war, lag aber weit tiefer, als Mr. Ashley glaubte.

„Ich hätte diese Reise sehr gern gemacht", sagte Wil-

liam, „natürlich aber kann dies für Sie nicht maßgebend sein. Vielleicht ist es ebenso gut, wenn ich dableibe", hob er, mehr mit sich selbst sprechend, an, als ob er sich durch Beweisgründe mit seiner getäuschten Erwartung aussöhnen wollte. „Ich wüßte wirklich nicht, wie die Abendgesellschaften bei Easts ohne mich ihren Fortgang und Bestand haben sollten."

„Ja, das ist allerdings ein sehr wichtiger Umstand", bemerkte Mr. Ashley in scherzendem Tone, indem er sich herumdrehte, um in das Haus hineinzugehen.

William blieb wie angewurzelt stehen und sah seinem Principal nach. Ein sehr unerfreulicher Gedanke war in ihm erwacht und dem Impuls des Augenblicks folgend, eilte er Mr. Ashley nach. Trotz des Abenddunkels war seine Gemüthsbewegung unverkennbar.

„Mr. Ashley", hob er an, „ich will doch nicht hoffen, daß der Verdacht, der auf mich wegen des Abhandenkommens jenes Werthpapiers fiel, der Grund ist, aus welchem Sie sich abgeneigt fühlen, mich mit dieser Mission zu beauftragen?"

Mr. Ashley sah ihn überrascht an. Wäre William's Aufregung nicht zu aufrichtig gewesen, sodaß ihm förmlich der Athem stockte und er die Worte nur mühsam hervorzustammeln vermochte, so würde Mr. Ashley über ihn gelacht haben.

„William", sagte er, „ich glaube, Du wirst ein wenig einfältig. Es hat ja niemand Verdacht auf Dich gehabt."

„Sie haben weiter keine Schritte in der Sache gethan, Sir; Sie haben mir niemals gesagt, daß Sie von meiner Unschuld überzeugt seien", sagte William.

„War dies wohl nöthig?“ entgegnete Mr. Ashley. „Mein ganzes Leben, mein täglicher Verkehr mit Dir, William, ist ja ein ganz deutlicher Beweis, daß Du mein volles Vertrauen hast. Würde ich Dir wohl Zutritt in meinem Hause und Umgang mit meinen Kindern gestatten, wenn ich zu Dir kein besseres Zutrauen hätte?“

„Das ist wahr“, sagte William, indem er sich wieder zu fassen begann. „Es war nur ein Gedanke, der mich durchzuckte, Sir, als sie sagten, Sie trügen Bedenken, mich diese Reise machen zu lassen. Ich könnte es nicht ertragen, wenn Sie Mißtrauen gegen mich hegten.“

„William, Du machtest mir soeben Vorwürfe darüber, daß ich keine weitern Schritte —“

„Ich bitte um Verzeihung, Sir, es ist mir nicht eingefallen und kann mir nicht einfallen, Ihnen Vorwürfe machen zu wollen. Es wäre dies eine Anmaßung von mir, deren ich mich niemals schuldig machen werde.“

„Ich habe allerdings noch keine weitern Schritte in jener Angelegenheit gethan“, hob Mr. Ashley wieder an; „zuweilen steigt in Bezug auf das Verschwinden jenes Papiers ein sehr unangenehmer Verdacht in mir auf und ich mag dann keine weitern Schritte in der Sache thun. Hast Du irgend welchen Verdacht?“

William ward durch diese Frage so zu sagen überrumpelt. Er stotterte, als er antwortete, was bei ihm etwas sehr Ungewöhnliches war.

„N—ein“, sagte er.

„Ich frage Dich, ob Du einen Verdacht hast“, wiederholte Mr. Ashley ruhig und in einem Tone, als ob er

William's Antwort als nicht gegeben betrachtete, oder als ob er sie nicht gehört hätte.

Nun ging William mit der Sprache heraus.

„Ein Verdacht ist allerdings in mir erwacht, Sir", sagte er; „er ist jedoch von der Art, daß ich Ihnen denselben nicht gern mittheilen möchte."

„Das ist genug, ich sehe nun schon. Der Fleischer White hat den Verlust des Geldes freiwillig auf sich genommen. Er kam zu mir und sagte etwas, woraus ich schließe, daß man ihm seinen Verlust unter der Hand wieder ersetzt hat. Mr. Dare schlug plötzlich um und rieth mir, die Sache nicht weiter zu verfolgen, da ich ja dabei nichts verlöre. Delves gab mir dasselbe zu verstehen — mit einem Worte, ich durchschaue die Sache ziemlich klar und bin gern bereit, sie auf sich beruhen zu lassen. Bist Du nun zufriedengestellt? Wo nicht —"

Mr. Ashley stockte plötzlich. William wartete.

„Also sei nicht wieder ein Narr", fuhr Mr. Ashley nach einer kurzen Pause fort. „Wir verstehen einander, William", setzte er mit Nachdruck hinzu; „ich gewinne Dich fast ebenso lieb wie meine eigenen Kinder. Ich bin stolz auf Dich und werde es künftig noch mehr sein. Gott segne Dich, mein Sohn."

Es war so selten, daß der ruhige, würdevolle Thomas Ashley sich zu einer Kundgebung seiner wärmern Gefühle hinreißen ließ, daß William ihm ganz erstaunt nachsah. Und während er ihm so nachsah, schloß sich die Thür hinter seinem Herrn.

William machte sich nun schleunigst auf den Weg und ging erst in seine Wohnung. Vielleicht sehnte er sich ebenso

sehr, bald wieder in Mr. Ashley's Hause zu sein, als Henry dies wünschte. Nachdem er seiner Mutter und seinen Brüdern flüchtig guten Abend gewünscht, öffnete er ein Schubfach, nahm eine kleine Mineraliensammlung heraus und suchte dann etwas Anderes, etwas, was er, wie es schien, nicht finden konnte.

„Hat eins von Euch mein Mikroskop gesehen?“ fragte er, sich zu der Gruppe wendend, welche, über ihre Bücher gebückt, um den Tisch herum saß.

Seine Mutter drehte sich herum.

„Lieber William“, sagte sie, „ich habe es heute Patience geliehen. Wahrscheinlich hat sie vergessen, es wiederzubringen. Gar, gehe doch einmal hinüber und bitte es Dir aus.“

„Bleib nur sitzen, Gar“, sagte William. „Ich gehe einmal wieder fort. Ich will selbst zu Patience gehen.“

Patience saß allein in ihrem Stübchen. Sie gab William das Mikroskop und sagte, der Grund, weshalb sie es noch nicht wieder zurückgegeben, sei, daß sie noch nicht Zeit gehabt habe, davon Gebrauch zu machen.

„Du bist ja ganz fein gekleidet“, setzte sie sodann hinzu.

„Ich bin bei Ashleys. Ich habe mich blos einige Minuten von dort entfernt. Ich danke Ihnen. Gute Nacht, Patience.“

„Warte einen Augenblick, William. Hatte Anna sich schon fertig gemacht, nach Hause zu kommen?“

„Nein, noch nicht. Warum?“

„Dann muß ich sie holen lassen. Samuel Lynn bringt den Abend in der Stadt zu und deshalb muß ich Grace

schicken. Diese schicke ich aber nicht gern so spät des Abends. Sie verplaudert blos die Zeit mit John Pembridge, wenn sie ausgeht, nachdem dieser von seiner Arbeit nach Hause zurückgekehrt ist.“

William lächelte.

„Das ist aber wohl etwas sehr Natürliches“, sagte er. „Wann werden sie einander heirathen?“

„In kurzem“, antwortete Patience in einem Tone, der nicht so gleichmüthig war wie gewöhnlich. Patience sah im Allgemeinen nichts Gutes darin, wenn die Leute heiratheten, und die Aussicht, Grace zu verlieren, war ihr ganz besonders unangenehm.

„Heut über vierzehn Tage verläßt sie uns“, fuhr sie immer noch von Grace sprechend fort, „und sie hat daher jetzt weiter nichts im Kopfe, als mit John Pembridge zusammenzukommen. Könntest Du vielleicht Anna nach Hause bringen?“

„Mit dem größten Vergnügen!“ entgegnete William.

„Nun, dann ist es gut. Grace verdient nicht, heute Abend auszugehen, denn sie hat mich heute vorsätzlich geärgert. Guten Abend, William.“

Mit der Mineraliensammlung in der Hand und dem Mikroskop in der Tasche machte William sich nun schleunigst auf den Weg nach Honey-Fair.

Robert East, Stephen Crouch, Brumm, Thorneycroft, Carter, Croß und ein halbes Dutzend Andere saßen bereits um Robert's Tisch herum. William händigte ihnen die Mineralien und das Mikroskop ein und sagte ihnen, sie möchten sich hiermit diesen Abend die Zeit vertreiben, morgen wolle er ihnen mehr darüber sagen. Er war stets

darauf bedacht, daß die Leute etwas Neues zu sehen und zu hören bekamen, was ihr Interesse wach hielt.

Ehe noch die halbe Stunde um war, trat er wieder in Mr. Ashley's Salon. Das Sprichwörterspiel war beendet und Mary saß am Piano. Als William eintrat, sang sie eben ein Duett mit Herbert Dare. Anna — die ungehorsame Anna — saß dicht daneben und lauschte der Musik, während ihr emporgewendetes Antlitz mit dem Ausdruck wonnigen Entzückens einen wahrhaft erhabenen Anblick darbot.

„Ich glaube, Du könntest auch singen", sagte Henry Ashley in gedämpftem Tone zu ihr, nachdem er sie, solange der Gesang dauerte, beobachtet hatte.

Anna schüttelte den Kopf.

„Ich darf es nicht versuchen", sagte sie, indem sie ihre blauen Augen eine Secunde lang zu ihm emporhob und dann wieder zu Boden senkte.

„Es kann aber eine Zeit kommen, wo Du es darfst", entgegnete Henry noch leiser flüsternd.

Sie gab keine Antwort. Sie schlug die Augen nicht auf, aber ein kaum bemerkbares Lächeln theilte ihre rosigen Lippen — ein Lächeln, welches das Selbstbewußtsein auszudrücken schien, daß diese Zeit vielleicht wirklich kommen würde. Und Henry trat schüchtern und empfindsam auf die Seite und betrachtete sie mit klopfendem Herzen.

„Liebe Anna", sagte William, sich ihr nähernd, „weißt Du, daß mir heute Abend eine ganz besondere Ehre zu Theil geworden ist? Sie betrifft Dich."

Nun schlug Anna die Augen auf. William gegenüber

fühlte sie sich ebenso unbefangen, als ihrem Vater oder Patience gegenüber.

„Was sagst Du, William? Eine Ehre?"

„Ja, die Ehre, Dich nach Hause zu begleiten. Ich —"

„Wie kommt das?" unterbrach ihn Anna. „Wo ist mein Vater?"

„Er ist heute Abend nicht zu Hause und Patience wollte Grace nicht gern schicken. Deshalb werde ich Dich in meine Obhut nehmen."

William konnte nicht umhin, das plötzliche freudige Erröthen zu bemerken, welches bei dieser Mittheilung Anna's Gesicht überzog.

„Wie kommt das?" dachte er, die soeben von ihr gesprochenen Worte entlehnend. Mary aber begann wieder zu singen und seine Aufmerksamkeit ward dadurch abgelenkt.

Der Schlag der zehnten Stunde war das Signal zum Aufbruch. Als sie hinausgingen — William, Anna und Herbert Dare, welcher die Gelegenheit benutzte, mit ihnen zu gehen — kam Henry Ashley ihnen nachgehinkt und zog William in der Hausflur beiseite.

„Ein Wort, ein Mann! Das vergiß nicht, Freund."

William verstand ihn nicht.

„Ein Wort, ein Mann — das ist allerdings auch mein Wahlspruch", sagte er. „Aber was willst Du damit sagen?"

„Daß Du Dich enthältst, mit Anna zu liebeln, während Du sie nach Hause begleitest."

William lachte unwillkürlich und drehte sich mit heiterm Ausdruck des Gesichts so nach Henry herum, daß er ihm gerade gegenüber stand.

„Sei unbesorgt", sagte er. „Es würde mir nicht einfallen, mit ihr zu liebeln, selbst wenn mir die ganze Quäkergemeinde in öffentlichem Conclave unumschränkte Erlaubniß dazu ertheilt hätte."

„Glaubst Du vielleicht, ich hätte nicht gesehen, wie ihr Gesicht sich verklärte, als Du ihr sagtest, Du würdest sie nach Hause begleiten?" entgegnete Henry.

„Ich sah es allerdings auch. Wahrscheinlich freute sie sich, daß ihr Vater sie nicht abholte, das kleine ungerathene Ding! Wie dem jedoch auch sein möge, so verlaß Dich darauf, daß dieser verklärte Ausdruck nicht mir galt."

Mit einem warmen Händedruck, wie ihn nie ein falscher Freund gegeben, eilte William hinweg. Es war auch Zeit. Herbert Dare und Anna hatten nicht auf ihn gewartet, sondern waren schon ein ganzes Stück voraus.

„Sehr höflich von Euch!" rief William, als er sie einholte. „Wenn Du an der Stelle der Straße, wo jetzt ausgebessert wird, gefallen wärest und Dir den Kopf zerschlagen hättest, so wäre ich dafür verantwortlich gewesen. Du hättest auf mich warten können."

Er sprach in gutgelauntem, scherzendem Tone. Herbert schien aber seine Worte nicht als einen Scherz aufzunehmen, denn er entgegnete stolz:

„Glaubst Du vielleicht, ich sei nicht im Stande, Miß Lynn vor Schaden zu bewahren? So gut wie Du bin ich es wenigstens auch."

„Das ist wohl möglich", entgegnete William kaltblütig, ohne aus seinem gutgelaunten Tone zu fallen. Herbert Dare hatte Anna seinen Arm gegeben, William ging auf

der andern Seite dicht daneben her. So erreichten sie Mr. Lynn's Haus.

„Gute Nacht", sagte Herbert, indem er Anna die Hand gab. „Gute Nacht, Halliburton."

„Gute Nacht", entgegnete William.

Herbert Dare lief rasch weiter. William pochte an Mr. Lynn's Thür und wartete, bis dieselbe geöffnet ward. Dann gab er Anna ebenfalls die Hand und sah sie eintreten.

Frank und Gar räumten eben ihre Bücher auf, als William eintrat. Die Pensionäre waren schon zu Bett. Jane saß — es war dies bei ihr etwas sehr Ungewöhnliches — am Feuer, ohne etwas zu thun.

„Bin ich nicht recht faul, William?" sagte sie.

William bückte sich, um sie zu küssen.

„Du hast jetzt nicht mehr nöthig zu arbeiten, Mutter."

„Nicht nöthig? Das ist nicht Dein Ernst, William. Arbeiten soll jeder Mensch — jeder ohne Ausnahme. Ich habe aber heftiges Kopfweh heute Abend."

„William", rief Gar, „man hat dies für Dich von Easts gebracht. Der junge Tom brachte es."

Es war die Mineraliensammlung und das Mikroskop. William bemerkte, man hätte es eigentlich nicht wieder zu bringen gebraucht, da es ja den nächstfolgenden Abend wieder dort nöthig sein würde.

„Patience sagte, sie habe noch nicht Zeit gehabt, das Mikroskop zu benutzen", fuhr er fort. „Ich werde es ihr wieder hinübertragen. Wahrscheinlich hat sie Leinwand gekauft und will sehen, ob die Fäden egal sind."

„Lynns werden aber nun schon zu Bett sein", sagte Jane.

„Heute Abend nicht. Ich habe soeben Anna von Ashleys nach Hause begleitet, und Mr. Lynn ist in die Stadt gegangen."

Er wollte mit dem Mikroskop das Zimmer verlassen, Gar aber sah die Mineralien an und bat, es ihm zu leihen. Nach einigen Minuten ging William wirklich fort.

Patience öffnete auf sein Pochen die Thür. Sie dankte ihm für das Mikroskop und blieb ein paar Minuten plaudernd bei ihm stehen. Sie plauderte sehr gern. Dies ließ sich nicht leugnen.

„Willst Du nicht hereinkommen?"

„Jetzt nicht", antwortete er, sich herumdrehend; „gute Nacht, Patience."

„Gute Nacht, William; schicke Anna nach Hause. Sie scheint sich von der Mutter gar nicht trennen zu können."

William wußte nicht, was sie meinte.

„Ich habe Anna von Ashleys zurückbegleitet", sagte er.

„Sie fragte, als sie eintrat, blos, ob ihr Vater da wäre, und lief dann durch das Haus", sagte Patience; „sie hätte, sagte sie, von Mistreß Ashley etwas an Deine Mutter auszurichten."

„Mistreß Ashley läßt niemals etwas an meine Mutter ausrichten", entgegnete William verwundert. „Sie haben ja gar keine Bekanntschaft mit einander, sondern grüßen sich höchstens, wenn sie sich begegnen."

„Aber heute Abend muß sie wirklich einen Auftrag an sie ertheilt haben — warum wäre sonst das Kind hinübergegangen, um ihn auszurichten?" entgegnete Patience. „Freilich läuft Anna jetzt fast alle Abende zu Euch hin-

über. Ich fürchte, sie stört Deine Mutter bei ihrem Privatunterricht."

„O nein, dazu bleibt sie nie lange genug", antwortete William. „Wenn sie ja einmal kommt — denn oft geschieht es nicht — so öffnet sie blos die Thür, fragt: ‚Wie befindest Du Dich, Freundin Jane Halliburton?' und geht wieder ihres Weges."

„Dann kannst Du nichts davon wissen, William. Ich sage Dir, sie bleibt niemals weniger als eine Stunde und ist fortwährend drüben. Ich habe ihr schon gesagt, daß Deine Mutter wahrscheinlich nun bald einmal sich diese häufigen Besuche verbitten wird. Jetzt schicke sie nach Hause, ich bitte Dich."

William ging, während seltsame Gedanken in ihm erwachten. Daß Anna so häufig, wie Patience behauptete, seine Mutter nicht besuchte, und daß sie dann kaum ein paar Minuten verweilte, dies wußte er ganz bestimmt. Ueberdies wußte er oder glaubte wenigstens überzeugt zu sein, daß Anna jetzt nicht in seinem Hause war und auch nicht dagewesen war. Dennoch sagte Patience: „Schicke sie nach Hause."

„Ist Anna hier gewesen?" fragte er, als er eintrat.

„Anna? Nein."

Nicht in demselben Augenblick, weil dies aufgefallen wäre, wohl aber nicht lange darauf verließ William wieder das Zimmer und ging in den Garten hinter dem Hause. Ein sehr unangenehmer Verdacht war in ihm erwacht. Er erinnerte sich, daß er Herbert Dare und Anna im Laufe des Abends gewisse vertrauliche Blicke hatte wechseln sehen, als ob sie in dieser oder jener Beziehung ein

geheimes Einverständniß mit einander hätten. Er hatte nicht gewußt, was diese Blicke zu bedeuten hatten, fast aber fürchtete er, daß er im Begriff stände, es zu erfahren.

Er öffnete das Pförtchen, welches aus dem Garten in das dahinter liegende Feld, gewöhnlich Atterly's Feld genannt, führte, und sah sich vorsichtig um.

Einige Augenblicke lang sah er nichts. Der Heckenzaun war auf beiden Seiten sehr dicht und es schien kein lebendes Wesen sich in seinem Schatten zu bergen. Als William's Augen sich jedoch erst an das Dunkel gewöhnt hatten, sah er weiter. Langsam wandelten Herbert Dare und Anna mit einander hin und her. Bald gingen sie ein paar Schritte, bald blieben sie stehen, um bequemer mit einander zu sprechen.

William athmete tief auf. Er sah vollkommen genug, um überzeugt zu sein, daß dies nicht das erste Mal war, wo sie auf diese verstohlene Weise mit einander wandelten, und ein Gedanke, eine Idee, eine Erinnerung verdrängte in ihm die andere.

War dies die Erklärung des carrirten Mantels, der während des vergangenen Winters so geheimnißvoll auf diesem selben Feldwege paradirt war? Es ließ sich nicht bezweifeln, daß dem so war.

Und auf diese Weise brachte Anna also die Zeit zu, während welcher sie, wie sie Patience glauben gemacht, Mistreß Halliburton besuchte? Wehe Anna! Wehe allen, die sich durch eine Lüge von dem geraden Wege der Wahrheit entfernen! Hätte das irregeleitete Kind — denn ein solches war sie fast noch — die Zukunft sehen können, welche ihm bevorstand!

Es war vielleicht sehr angenehm, sehr romantisch, Patience hinter's Licht zu führen und hier ganz unabhängig in der kalten, frischen Luft herumzuspazieren, mit Herbert Dare zu plaudern, seine Betheuerungen, daß er nur an sie denke, nur an sie gedacht habe und nur an sie denken werde, zu hören; aber sie ahnte nicht, daß ihr ein Tag der Rechenschaft bevorstand, wie er selten einem jungen Herzen beschieden gewesen.

William überschaute dies alles mit einem einzigen Blicke, und alle andern unangenehmen Gedanken in den Hintergrund drängend, erwachte die Erinnerung an Henry Ashley's verhängnißvolle unglückliche Liebe.

Nochmals tief aufathmend, fast stöhnend — denn Herbert Dare brachte niemand in seinem Leben etwas Gutes, und William wußte dies — ging er auf sie zu.

Ob sie nun seine Tritte hörten, oder ob sie glaubten, daß es Zeit sei, sich zu trennen, kurz, ehe William sie erreichte, war Herbert fort, und Anna eilte mit leichtem, flüchtigem Schritt nach ihrem Hause zurück.

William stellte sich ihr in den Weg und sie prallte mit einem Gekreisch, welches über das ganze Feld hinüberschallte, auf die Seite. Man hatte ihn also nicht gehört.

„William, bist Du es?“ rief sie. „Du hast mich fast zu Tode erschreckt!“

„Anna“, sagte er in ernstem Tone, „Patience wartet auf Dich.“

Anna's Phantasie führte sie sofort in ein Labyrinth abenteuerlicher Befürchtungen.

„O William, Du bist doch nicht bei Patience gewesen?“

rief sie zitternd. „Du bist doch nicht in unserm Hause gewesen, um mich zu suchen?“

Die Beiden hatten jetzt das Gartenpförtchen erreicht. William blieb stehen, ergriff Anna bei der Hand und sagte in eindringlichem, ernstem Tone:

„Anna, ich muß mit Dir sprechen, wie ich mit meiner eigenen Schwester gesprochen haben würde, wenn sie am Leben geblieben und zu dieser beklagenswerthen Unklugheit verleitet worden wäre, obschon ich dann nicht blos sprechen, sondern handeln würde. Was sind es für Geschichten, mit welchen Herbert Dare Dich belügt?“

„Bist Du bei Patience gewesen? Bist Du bei Patience gewesen?“ wiederholte Anna.

„Patience weiß nichts davon. Sie glaubt, Du seiest bei uns. Ich frage Dich, Anna, mit was für thörichten Geschichten Herbert Dare Dich belügt?“

Anna schüttelte — nun ihrer hauptsächlichen Furcht enthoben — ärgerlich den Kopf.

„Er belügt mich durchaus nicht“, antwortete sie. „Er würde mich nimmermehr belügen.“

„Anna, höre mich an“, sagte William. „Dieser Mensch ist, wie ich überzeugt bin, durch und durch Lüge. Wahrheit und Ehre sind ihm unbekannte Dinge. Gibt er vor, Dich zu lieben?“

„Ich kann Dir darauf nicht antworten. Ich kann nicht zugeben, daß Du so von Herbert Dare sprichst.“

„Anna“, fuhr William in leiserem Tone fort, „Du hättest Grund, Dich vor Herbert Dare zu fürchten. Er ist kein guter Mensch.“

„Dein Sprechen nützt Dir alles nichts“, wiederholte

sie, indem sie sich die Ohren zuhielt. „Herbert Dare ist gut. Ich will nichts zu seinem Nachtheile von Dir hören."

„Wenn Du meinen guten Rath so aufnimmst, Anna, so muß ich Deinen Vater oder Patience von dem, was ich gesehen, in Kenntniß setzen. Wenn Du Dich nicht selbst vor Unheil bewahren kannst, so muß es durch Andere geschehen."

Anna erschrak über diese Worte ganz gewaltig. Lieber wäre sie gestorben, als daß sie ihre heimlichen Gänge zu Patience's oder ihres Vaters Ohren hätte kommen lassen.

„Wie kannst Du von Unheil sprechen, William?" hob sie wieder an. „Was für Unheil sollte mir begegnen? Wenn ich mit Herbert Dare hier spreche, so ist das ebenso unschuldig, als wenn ich in Ashley's Gesellschaftszimmer mit ihm spreche."

„Liebe Anna, das verstehst Du nicht", antwortete William. „Schon der Umstand, daß Du Dich auf diese Weise aus dem Hause stiehlst, würde Dir, wie unschuldig es auch an und für sich sein möchte, in den Augen der Welt zu unberechenbarem Nachtheil gereichen. Ueberdies bin ich fest überzeugt, daß Herbert Dare Dir auf keinen Fall etwas Gutes bringen oder zu Deinem Glück beitragen kann. Beantworte mir eine einzige Frage, Anna. Liebst Du ihn?"

„O nein! Ich mache mir gar nichts aus ihm", antwortete Anna.

„Wie? Warum aber hast Du dann verstohlene Zusammenkünfte mit ihm?"

„Weil es mir Vergnügen macht, Patience zu überlisten."

„O Anna, dies ist sehr unrecht, sehr thöricht von Dir. Ist es wirklich Dein Ernst, wenn Du sagst, daß Du Dir nichts aus ihm machst?“

Ja wohl ist es mein Ernst“, antwortete sie. „Er ist sehr freundlich und artig gegen mich und hat mir ein hübsches Medaillon geschenkt. Dies ist aber alles. Nicht wahr, William, Du verräthst mich nicht?“ fuhr sie fort, während sie sich an seinen Arm klammerte und im Tone flehentlicher Bitte sprach, da die Angst, die sie bis jetzt hinter leichtfertigen Worten zu verstecken gesucht, sich ihrer wieder bemächtigte. „William, Du bist gut und freundlich — Du wirst mich nicht verrathen! Ich will Dir auch versprechen, nie wieder eine solche Zusammenkunft mit Herbert Dare zu haben, wenn Du nicht willst.“

„Um Deiner selbst willen wäre es gut, wenn ich Dich verriethe, Anna. Wer bürgt mir dafür, daß Du Wort hältst?“

„Ich verspreche es Dir! Ich will mit Herbert Dare nicht wieder auf diese Weise zusammentreffen. Ich sage Dir nochmals, daß mir an diesen Zusammenkünften durchaus nichts weiter liegt. Kannst Du mir nicht glauben?“

Er glaubte ihr unbedingt, Thränen entströmten ihren Augen und ihre schönen Hände hielten ihn umschlungen. Er hatte Anna sehr lieb und hätte sie nicht gern in Unannehmlichkeiten und Bedrängniß gebracht, wenn es ohne Nachtheil für sie selbst vermieden werden konnte.

„Nun gut, ich will mich auf Dein Wort verlassen, Anna“, hob er an. „Glaube mir, in ganz Helstonleigh könntest Du keinen schlimmern Freund wählen als Herbert Dare. Also ich habe Dein Wort?“

„Ja. Und ich habe das Deine.“

Er legte seinen Arm in den ihren und führte sie nach der Hinterthür ihres Hauses.

Patience stand an der Thür.

„Da bringe ich Ihnen die kleine Herumtreiberin“, sagte er.

„Das ist gut“, sagte Patience. „Ich wollte sie eben selbst holen. Anna, Du bist ein Wildfang, wie es keinen weiter geben kann. Warum bleibst Du so lange?“

William hatte bis jetzt keine Gelegenheit gehabt, Anna's innere Eigenschaften genau kennen zu lernen. Er hatte bis jetzt noch nichts von ihrer Falschheit bemerkt; er wußte nicht, daß sie Lügen machen konnte, wenn sie es in ihrem Interesse fand. Er setzte festes Vertrauen auf ihr Wort und bezweifelte nicht, daß man sich darauf verlassen könne.

Nichtsdestoweniger neigte er sich später, als er über die Sache reiflicher nachdachte, der Meinung zu, daß es doch wohl Pflicht sei, Patience ein wenig zu warnen. Er konnte dies auch thun, ohne Anna bloßzustellen.

Schon am nächstfolgenden Tage machte er es möglich, mit Patience allein zusammenzutreffen. Sie begann von dem gestrigen Abend bei Ashleys zu sprechen.

„Ja“, bemerkte William, „es war ein sehr angenehmer Abend, sicherlich aber wäre er noch angenehmer gewesen, wenn Herbert Dare uns mit seiner Gegenwart verschont hätte.“

„Ich bin keine sonderliche Freundin der Dares“, sagte Patience in frostigem Tone.

„Ich auch nicht. Dabei habe ich überdies etwas bemerkt, Patience. Er findet Wohlgefallen an Anna. Wäre

Anna meine Schwester, so würde ich es nicht gern sehen, wenn Herbert Dare sein Augenmerk auf sie richtete. Nehmen Sie sie daher in Acht."

Patience sah ihn unverwandt an. William ließ seine Stimme zu einem vertraulichen Geflüster herabsinken und fuhr fort:

„Sie wissen, was für ein Mensch Herbert Dare ist, Patience, daß er die Leute eher zu etwas Schlechtem als zu etwas Gutem führt. Anna ist leichtsinnig, wie Sie ihr selbst alle Tage wohl zwanzigmal sagen. Ich würde sie scharf im Auge behalten. Ich würde ihr nicht einmal gestatten, des Abends zu uns hinüber zu laufen, wie sie so gern thut", setzte er mit Nachdruck hinzu. „Bei uns ist sie allerdings wohl aufgehoben, aber sie gewinnt dadurch einen gewissen Hang zur Freiheit und Unabhängigkeit, der am Ende nicht ganz zu ihrem Vortheil ist. Wenn sie uns besuchen will, so schicken Sie Grace mit oder bringen Sie sie selbst, ich werde sie dann wieder nach Hause bringen. Sagen Sie ihr, sie sei nun eine erwachsene junge Dame, und es schicke sich nicht mehr für sie, ohne Begleitung auszugehen", schloß William lachend.

William, ich verstehe Dich nicht recht", sagte Patience. „Hast Du Ursache, dies zu sagen?"

„Ich sage weiter nichts, Patience, als: Hüten Sie sie und halten Sie sie von nicht wünschenswerthen Bekanntschaften zurück. Sollte Anna Neigung zu Herbert Dare fassen, so weiß ich gewiß, daß dies Mr. Lynn nicht angenehm sein würde. Er würde die Dares nicht als eine Familie betrachten, in welche er seine Tochter gern heirathen ließe —"

„In welche er seine Tochter heirathen ließe! — in die Familie der Dares!“ unterbrach ihn Patience heftig. „Bist Du denn von Sinnen, William?“

„Nun, dergleichen Bekanntschaften führen zuweilen zu Heirathen“, fuhr William ruhig fort. „Deshalb sage ich: Nehmen Sie Anna die Möglichkeit, dergleichen Bekanntschaften zu machen. Glauben Sie mir, mein Rath ist gut.“

„Ich glaube, ich verstehe Dich“, entgegnete Patience. „Ich danke Dir, William.“

Zweites Kapitel.

An den Schaufenstern.

Wir kommen nun zu einem sehr unangenehmen Theil unserer Geschichte. Im wirklichen Leben passiren einem zuweilen unangenehme Dinge, und wenn man ein wahres, treues Gemälde von der Welt, wie sie wirklich ist, entwerfen will, so lassen sich auch dergleichen Dinge nicht ganz umgehen.

William Halliburton hatte, wie wir selbst gehört haben, zu Patience gesagt: „Sollte Anna eine wirkliche Neigung zu Herbert Dare fassen, so weiß ich, daß dies Mr. Lynn nicht angenehm sein würde. Er würde die Dares nimmermehr als eine Familie betrachten, in welche er seine Tochter gern heirathen ließe."

Diese Worte hatte William gewählt, um Patience in schonender Weise von der Sache zu unterrichten. Was die Wahrscheinlichkeit einer Heirath zwischen einem der Dares und Anna Lynn betraf, so hätte er selbst schwerlich geglaubt, daß dieselbe innerhalb des Bereichs der Möglichkeit läge. Die Dares sammt und sonders hätten Anna

als in gesellschaftlicher Beziehung tief unter ihnen stehend betrachtet, während die Verschiedenheit des religiösen Glaubensbekenntnisses eine Schranke auf Anna's Seite gewesen wäre.

Das Schlimmste, was William ins Auge gefaßt, war die Neigung, auf welche er hingedeutet. Anna's Glück und Wohlergehen lag ihm ebenso sehr am Herzen, als ob sie seine Schwester gewesen wäre, und er glaubte, es würde nicht zu ihrem Lebensglück beitragen, wenn sie zu genau mit Herbert Dare bekannt würde. Hätte er nicht fürchten müssen, Anna bloßzustellen — und er hatte sein Wort gegeben, dies nicht zu thun — so würde er sich unumwunden erklärt und gesagt haben, daß die Gefahr einer solchen Neigung wirklich eintreten werde, wenn Anna die heimlichen Zusammenkünfte mit Herbert in der Weise fortsetze, wie es schon seit längerer Zeit geschehen zu sein schien.

Ganz gewiß hätte er dann nicht auf die entfernte Möglichkeit einer Heirath hingedeutet, deren Erwähnung Patience so erschreckt hatte.

Was würde aber William gedacht, was würde Patience gesagt haben, wenn sie gewußt hätten, daß diese Neigung Anna's Herzen bereits unausrottbar eingepflanzt war. Ach, daß dem so war! So ruhig, kindisch und schüchtern Anna auch äußerlich erschien, so war in ihrem Herzen doch die stärkste Zuneigung zu Herbert Dare erwacht und durchdrang es bis in die feinste Faser. Schüchterne, empfindsame Gemüther sind zuweilen gerade die leidenschaftlichsten und hartnäckigsten.

Eines Abends — es war dies vor mehreren Monaten geschehen — ging Anna auf Atterly's Feld hinter ihrem

Hause spazieren. Sie war schon seit ihrer Kindheit gewohnt gewesen, hier herumzulaufen und zu spielen, und würde hier ebenso wenig als in ihrem Garten gefürchtet haben, daß ihr etwas Uebles begegnen könne. Der Pachter Atterly trieb gewöhnlich seine Schafe auf dieses Feld, und Anna war, solange sie sich entsinnen konnte, hier mit den kleinen Lämmern herumgesprungen.

Zufällig traf sie Herbert Dare — der hinter den Häusern hinweg über dieses Feld führende Fußweg war ein öffentlicher, obschon nicht stark besucht — und redete sie an.

Anna war ihm natürlich schon häufig auf der Straße begegnet; sie hatten dann einander gegrüßt und sich auch dann und wann in Mr. Ashley's Hause getroffen.

Herbert sprach jetzt einige Minuten mit ihr und ging dann seinen Weg weiter. Von diesem Tage an begegneten er und Anna einander an dieser Stelle sehr oft und auf diese Weise entwickelte sich die Zuneigung. Wenn Anna zuweilen Gewissensbisse empfand und sich selbst sagte, daß es sich für eine junge Dame nicht schicke, auf diese Weise heimlich mit einem jungen Manne zusammenzukommen, so wußte sie sich doch immer wieder zu beschwichtigen. Daß irgend etwas Schlimmes daraus entstehen könne, daran dachte sie keinen Augenblick, und wir müssen Herbert Dare die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß wirkliches Unheil wahrscheinlich von seinen Gedanken ebenso fern war als von den ihrigen. Er lernte Neigung zu ihr fassen, ebenso wie sie zu ihm.

Herbert galt in Helstonleigh gerade nicht für ein Muster aller Cardinaltugenden, aber er war nicht ganz

schlecht. Anna hielt ihn für ganz gut, für die verkörperte Ehre und Aufrichtigkeit, und sie hatte ihren Unmuth nicht zu unterdrücken vermocht, als William darauf hindeutete, daß Herbert nicht als ein Tugendspiegel betrachtet werden könne. Sie wußte blos, daß schon der Schall seines Trittes ihr Herz freudiger und schneller schlagen machte; sie wußte blos, daß er ihr alles zu sein schien, was schön und bezaubernd war; ihre größte Furcht war, daß dieses vertraute Verhältniß bekannt werden und dann Trennung folgen würde. Daß eine solche Trennung, wenn ihr Vater oder Patience von der Sache Kenntniß erhielte, unvermeidlich sei, davon war Anna fest überzeugt.

Ein schlauer kleiner Sophistiker war sie. Sie überredete sich, da, wo eine Zusammenkunft im Hause nicht ausführbar sei, müsse eine Zusammenkunft im Freien erlaubt sein. Ihr Vater war mit den Dares weiter nicht bekannt und Herbert konnte daher sich nicht herausnehmen, Besuche in ihrem Hause zu machen, wenigstens hätte er dazu keinen Vorwand gehabt, welchen Patience als gültig betrachtet hätte.

Und somit söhnte die junge Dame ihr Gewissen so gut als möglich mit ihrem Thun und Treiben aus, hielt ihre verstohlenen Zusammenkünfte so oft als möglich und machte sich einer etwaigen Entdeckung wegen keine Sorgen.

Diese Entdeckung kam in der Gestalt William Halliburton's. Es war dies allerdings schlimm für Anna, aber noch lange nicht so schlimm, als es hätte sein können. Wäre ihr plötzlich anstatt William ihr Vater entgegengetreten, so wäre sie vor Schrecken und Bestürzung davongelaufen und in den nächsten Graben gestürzt.

Obschon sie sich bei jener Unterredung mit William einiger Ungenauigkeiten — wie zum Beispiel, indem sie versicherte, es liege ihr an Herbert Dare nichts — schuldig machte, so war sie doch fest entschlossen, das gegebene Versprechen, nicht wieder mit Herbert zusammenzukommen, zu halten.

Versprechungen aber, die unter dem Einfluß von Furcht, Angst oder einer andern plötzlichen Gemüthsbewegung gegeben werden, werden nicht allemal gehalten.

Wahrscheinlich war dies auch hier der Fall. Eins wenigstens war unbestreitbar, nämlich daß ein Gemüth, welches in einer Beziehung einmal so weit von der Bahn der Wahrheit und Aufrichtigkeit abweicht, wie Anna, sicherlich auch kein allzugroßes Bedenken trägt, ein gegebenes Wort zu brechen.

Seit längerer Zeit war Anna's erster Gedanke, wenn sie des Morgens erwachte, gewesen: „Heute Abend werde ich ihn sehen", und diese Erwartung schien die Bewegungen ihrer Finger ebenso zu beschleunigen wie die Schläge ihres Herzens.

Am Morgen nach der Entdeckung aber war ihr erster Gedanke: „Ich darf ihn niemals wieder so sehen, wie ich ihn zeither gesehen. Wie soll ich ihm zu wissen thun, daß er nicht kommen darf?"

Daß er, wenn er nicht gewarnt würde, diesen Abend wieder auf dem Felde sein werde, wußte sie. Wenn William Halliburton ihn dann sah, konnte es vielleicht zwischen ihnen zu einem Streit oder doch jedenfalls zu einem unangenehmen Auftritt kommen.

Mürrisch und verdrießlich ging Anna aus ihrem Schlaf-

zimmer hinunter und wünschte beinahe, William wäre auf dem untersten Grunde des Meeres gewesen, ehe er die Entdeckung am gestrigen Abend gemacht.

„Was der Mensch will, das kann er“, sagt das Sprichwort. Anna Lynn lieferte an diesem Tage einen Beleg hierzu. Sie hatte sich einmal vorgenommen, Herbert Dare zu sehen, und sie sah ihn wirklich, und zwar nicht blos durch Fügung des Zufalls. Sie wußte es so einzurichten, daß Patience sie mit einem Auftrage in die Stadt schickte, und dabei verweilte sie so lange in der Nähe von Mr. Dare's Bureau und stand so hartnäckig an den Schaufenstern in West-Street — wenn Patience sie nur gesehen hätte! — bis Herbert Dare endlich an ihr vorbeikam.

„Anna!“ rief er überrascht.

„Herbert, ich habe hier so lange gewartet, weil ich Dich zu sehen hoffte“, flüsterte sie schüchtern und erröthend. „Du darfst heute Abend nicht wiederkommen — ich kann Dich nicht sprechen.“

„Warum nicht?“ fragte Herbert.

„William Halliburton sah mich gestern Abend mit Dir und er sagte, es sei nicht recht. Ich mußte ihm versprechen, keine solche Zusammenkunft wieder mit Dir zu haben, sonst würde er es meinem Vater sagen.“

Herbert ließ sich einen Ausdruck entschlüpfen, welchen William eben nicht als Schmeichelei betrachtet haben würde.

„Was geht das ihn an?“ setzte er unwillig hinzu.

„Ich wage nicht, lange hier stehen zu bleiben und mit Dir zu sprechen, Herbert. Patience, die es nicht leiden kann, wenn ich so lange ausbleibe, wird mir wahrscheinlich

Grace entgegenschicken. Ich mußte Dir alles das sagen, damit Du nicht wieder dorthin kommst. Leb wohl."

Mit diesen Worten trennte sich Anna von ihm und ging rasch ihres Weges. Auf öffentlicher Straße wagte Herbert ihr nicht zu folgen.

Das arme Kind ging mit gesenktem Köpfchen und thränenfeuchten Wimpern. Es war bitterer Kummer, sich so von Herbert Dare trennen zu müssen.

Patience stand an der Thür und schaute nach ihr aus. Sie hatte das, was William Halliburton am Abend vorher gesagt, nicht recht überlegt, sonst hätte sie Anna sicherlich nicht allein nach Helstonleigh geschickt. Ueberhaupt war sie der Meinung, William sei doch wohl ein wenig zu ängstlich; als aber Anna, die schon um vier Uhr wieder dasein konnte, auch um fünf Uhr noch nicht zum Vorschein kam, begann Patience doch zu glauben, sie gestatte ihr ein wenig zu viel Freiheit.

„Wo bist Du so lange gewesen?" rief sie Anna ärgerlich entgegen.

„Ich begegnete einer Menge Leuten, die alle stehen blieben, um mit mir zu sprechen, Patience."

Und mit dieser Antwort und gegen alle darauf folgenden Vorwürfe taub, eilte Anna hinauf in ihr Zimmer.

Als sie wieder herunterkam, war ihr Vater mittlerweile nach Hause gekommen und Patience schenkte den Thee ein.

„Willst Du Deinem Vater sagen, wo Du gewesen bist?"

Dieser Befehl ward in Patience's trockenstem Tone ausgesprochen. Anna, die sich von innen und außen gequält

fühlte, brach in Thränen aus. Ueberrascht blickte der Quäker auf.

Patience erklärte, Anna habe um drei Uhr das Haus verlassen, um einen kleinen Auftrag auszurichten; in dreiviertel Stunde habe sie recht gut wieder dasein können, sie sei aber soeben erst zurück.

„Was hat Dich so lange aufgehalten, Kind?" fragte ihr Vater.

„Ich blieb blos an einigen Bilderläden stehen", entschuldigte sich Anna weinend. „Bei Thomas Woakam hingen sehr schöne neue Kupferstiche. Wenn Patience wünschte, daß ich hin und her rennen sollte, so hätte sie mir es ja sagen können!"

Trotz der kleinen Impertinenz, welche in diesen letzten Worten lag, sah Samuel Lynn keinen Grund, Anna einen Verweis zu geben. Er konnte es nicht über sich gewinnen, zuzugeben, daß sie unrecht thun könne.

„Trockne Deine Thränen, Kind, und trinke Deinen Thee", sagte er. „Patience brauchte Dich vielleicht wegen irgend einer häuslichen Verrichtung. Vielleicht ist es damit noch nicht zu spät. — Patience", setzte er, um den Schall seiner Worte und die Erinnerung daran zu übertäuben, hinzu, „sind meine Hemden in Ordnung?"

„Ob Deine Hemden in Ordnung sind?" fragte Patience. „Warum thust Du diese Frage?"

„Ich würde sie nicht gethan haben, wenn ich keinen Grund dazu hätte", entgegnete er. „Willst Du so gut sein, mir zu antworten?"

„Deine alten Hemden sind so weit in Ordnung, als Dinge, welche allmälig abgenutzt zu sein anfangen, sein kön-

nen", entgegnete Patience. „Von Deinen neuen Hemden kann ich nicht viel sagen; vor Johannis werden sie nicht fertig werden, wenn Anna nicht ein wenig fleißiger darüber sitzt, als sie jetzt thut."

„Deine Hemden werden Zeit genug fertig sein, Vater, ehe die alten so abgenutzt sind, daß Du sie nicht mehr tragen kannst", sagte Anna.

„Das weiß ich doch nicht", sagte Mr. Lynn; „wären sie fertig, Kind, so hätte ich sie jetzt schon brauchen können. Ich mache eine Reise."

„Wohl die französische Reise, von der Du kürzlich einigemal gesprochen hast?" warf Patience dazwischen.

„Ja", sagte Samuel Lynn. „Der Herr sprach heute Nachmittag mit mir darüber. Wir wurden unterbrochen und ich hörte daher nicht, wann er wünscht, daß ich abreise; ich glaube aber, es wird unverweilt geschehen müssen."

„O Vater, könntest Du mich nicht mitnehmen?"

Diese Worte kamen von Anna. Ihre blauen Augen funkelten, ihre Wangen glühten dunkelroth. Eine Reise in das Innere von Frankreich hatte für sie ebenso große Reize wie für Cyrill Dare. Auf dem ganzen Heimwege von West-Street hatte sie überlegt, wie sie nun, nachdem sie Mr. Herbert's abendlicher Besuche beraubt wäre, die langweiligen Tage zu Hause zubringen sollte. Eine Reise nach Frankreich wäre ein sehr angenehmes Auskunftsmittel gewesen.

„Ich wollte, ich könnte Dich mitnehmen, Kind, aber Du weißt wohl, daß Du ebenso gut von mir verlangen könntest, die Malvernberge mitzunehmen."

Anna war nicht dieser Meinung; ehe sie aber noch einen

— wenn auch fruchtlosen — Einwand erheben konnte, ward Samuel Lynn's Aufmerksamkeit auf die Straße draußen gelenkt.

Mr. Ashley und William Halliburton, welche miteinander von der Fabrik herzukommen schienen, blieben seinem Hause gegenüber stehen und trennten sich dann. Der Fabrikant setzte seinen Weg weiter fort, William aber, welcher bemerkte, daß Samuel Lynn ihn sah, kam über die Straße herüber und in das Haus herein.

Mr. Ashley hatte William etwas Neues mitgetheilt. Obschon er im Allgemeinen in seinen Entschlüssen nicht lange schwankte, so schien er sich doch in Bezug auf die Sendung William's nach Frankreich wieder anders besonnen zu haben.

Er war nämlich zu dem Entschluß gekommen, ihn sowohl als auch Samuel Lynn zu senden. William konnte nicht umhin, zu vermuthen, daß die Gemüthsbewegung, die er am Abend vorher verrathen, und seine Befürchtungen in Bezug auf den Grund, welchen Mr. Ashley hatte, ihn nicht mit dieser Reise zu beauftragen, auf die veränderte Willensmeinung des Fabrikanten nicht ohne Einfluß geblieben seien.

„Werden Sie sich aber auch mit mir belästigen wollen?" fragte er Mr. Lynn, nachdem er ihm diese Neuigkeit mitgetheilt hatte.

„Wenn der Herr es einmal so will, so kann ich nicht umhin, mich mit Dir zu belästigen", anwortete Samuel Lynn; der Ton aber, in welchem er dies sagte, verrieth nichts weniger als Unzufriedenheit. „Warum will er denn uns beide schicken?"

„Er sagte mir, er hielt es für das Beste, wenn Sie mir die Märkte zeigten und mich mit den Lederhändlern bekannt machten, da ich wahrscheinlich die Reise künftig allein würde zu machen haben", entgegnete William. „Ich habe bis jetzt, wo der Herr mir es mittheilte, noch gar nicht gewußt, daß Sie diese Reise jemals gemacht haben, Mr. Lynn. Sie haben mir nie etwas davon gesagt."

„Ich wüßte nicht, welcher Grund vorgelegen hätte, Dich davon zu unterrichten", bemerkte der Quäker in seiner gewohnten trocknen Weise. „Ich habe diese Reise zwei- oder dreimal auf eigene Rechnung gemacht, als ich selbst noch ein Geschäft hatte. Sagte Dir der Herr, wenn wir aufbrechen sollten?"

„Nein, wenigstens nicht genau. Ich glaube aber, zu Anfang nächster Woche."

„Ich habe meinen Vater gefragt, ob er mich nicht mitnehmen kann", fiel Anna in kläglichem Tone ein, indem sie William ansah.

„Und ich habe ihr geantwortet, daß sie mich ebenso gut auffordern kann, die Malvernberge mitzunehmen", entgegnete Samuel Lynn.

Mochte dies nun ein richtiger Vergleich sein oder nicht, so würde Samuel Lynn doch ohne allen Zweifel das Unmögliche möglich gemacht und seine Tochter in seine wachsame eifersüchtige Obhut genommen haben, wenn er vorausgesehen hätte, welches Unheil sie in Folge ihres Zurückbleibens treffen sollte.

„Willst Du eine Tasse Thee bei uns trinken, William?" fragte Patience.

William zögerte; da er aber sah, daß man sich freuen

würde, wenn er bliebe, so setzte er sich nieder. Die Unterhaltung drehte sich natürlich um Frankreich, um die Erfahrungen, welche Samuel Lynn schon dort gemacht, und die Erwartungen, welche William davon hegte. Anna versank in Schweigen und Nachdenken.

Beim Aufbruch, als Samuel wieder in die Fabrik zurückkehrte, gelang es William, ehe er nach Hause zu seinen Büchern ging, ein Wort allein mit Anna zu sprechen.

„Hast Du Dir unsern Vertrag überlegt?" fragte er sie.

„Ja", sagte sie, ihm offen und redlich ins Auge schauend, „ich sah Herbert heute Nachmittag auf der Straße. Ich suchte absichtlich ihm zu begegnen. Er wollte nicht wiederkommen."

„Das ist recht. Hüte Dich nun selbst, Anna", setzte er lächelnd hinzu. „Ich werde nicht da und folglich nicht im Stande sein, Dich so im Auge zu behalten, wie ich mir vorgenommen hatte zu thun."

Anna schüttelte den Kopf.

„Er kommt nicht wieder", wiederholte sie. „Du kannst getrost reisen und mir glauben, William."

Und William reiste getrost und glaubte ihr — er ging nach Frankreich und glaubte ihr — er glaubte, das vertraute Verhältniß, welches ihm so wenig wünschenswerth erschien, sei zu Ende.

Drittes Kapitel.

Patience kommt zu Schaden.

In den ersten Tagen des März traten Samuel Lynn und William ihre Reise nach Frankreich an. Der erste Gedanke, welcher Patience alsbald einkam, war einer, welcher vielen fleißigen, ordnungsliebenden Wirthschafterinnen in Abwesenheit des Hausherrn sich aufdrängt, nämlich eine gründliche, durchgreifende Säuberung des Hauses vom Dachboden bis zum Keller vorzunehmen, oder, wie Anna es in ihrer spöttischen Weise ausdrückte, das Haus umzustürzen.

Sie wußte, daß Patience dergleichen Redensarten nicht gern hörte, aber eben deshalb bediente sie sich derselben.

Patience trennte sich von Grace, der Dienerin, welche so viele Jahre bei ihnen gewesen war. Grace hatte beschlossen zu heirathen. Vergebens versicherte ihr Patience, daß die Ehe im Allgemeinen nichts anderes sei als ein Dornenbett. Grace wollte nicht auf sie hören. Andere Leute vor ihr hatten es auch mit den Dornen versucht und sie glaubte, sie müsse es darauf ankommen lassen.

Patience blieb sonach weiter nichts übrig, als ihre Zustimmung zu geben und sich nach einer andern Dienerin umzusehen. Es hielt aber schwer, eine zu finden, wenigstens eine solche, mit der sie geneigt war einen Versuch zu machen. Sie war in diesem Punkte sehr eigensinnig, und während sie noch wartete und ausschaute, miethete sie einstweilen Hester Dell, ein bescheidenes Mitglied der Quäkergemeinde.

Hester wohnte ganz in der Nähe bei ihrer bejahrten Mutter und ernährte sich hauptsächlich von feiner Näherei daheim oder in Häusern von Glaubensgenossen.

Sie war gern bereit, auf etwa einen Monat ihren Wohnsitz bei Patience zu nehmen und ihr bei häuslichen Verrichtungen an die Hand zu gehen. Sie betrachtete dies als eine Art Feiertag und Erholung.

„Es wird am besten sein, mit dem Säubern des Hauses nicht eher anzufangen, als bis Grace fort ist", bemerkte Patience zu Anna. „Sie würde die Tapeten von den Wänden herunterscheuern, denn ihr Kopf ist jetzt ganz verdreht."

„Das wäre aber gerade spaßhaft", rief Anna.

„Spaßhaft für Dich vielleicht, die Du den Werth des Geldes und der Arbeit nicht kennst", entgegnete Patience in verweisendem Tone. „Ich werde also warten, bis Grace fort ist. An dem Tage, wo sie geht, kommt Hester, und dann können wir den nächstfolgenden Tag anfangen."

„Könntest Du nicht schon denselben Tag anfangen?" fragte Anna vorlaut.

„Du wirst wohlthun, wenn Du auf Deine Näherei achtest", entgegnete Patience mit Nachdruck. „Die Hemden

Deines Vaters werden nicht schöner ausfallen, wenn Du Unsinn dabei schwatzest."

„Werde ich da mein Schlafzimmer räumen müssen?" hob Anna wieder an.

„Auf eine Nacht vielleicht. Du kannst einstweilen in das Deines Vaters gehen. Mit dem Dachraum wird zuerst angefangen."

„Soll das Dach auch gescheuert werden?" fuhr Anna fort. „Ich weiß nicht, wie Hester sich dabei festhalten will."

„Du bist heute Morgen wieder einmal auf starrköpfiger Laune", antwortete Patience. „Willst Du nun, wo Dein Vater den Rücken gewendet hat, mir Trotz bieten?"

„Wer hat denn gesagt, daß ich Dir Trotz bieten will?" fragte Anna. „Ich möchte blos gern sehen, wie Hester auf dem Dache sitzt."

„Drücke Dich nicht so unanständig aus, Anna", entgegnete Patience; Anna aber brach in ihrer muthwilligen Laune in ein lautes Gelächter aus.

Grace verließ das Haus und Hester kam an — ein kleines Wesen von vierzig Jahren mit dunklem Haar und mangelhaften Zähnen.

Patience, die stets ihren Worten treu blieb, war am nächstfolgenden Morgen beizeiten auf und weckte die Andern, um die beabsichtigten Operationen zu beginnen.

Das Haus enthielt fast ganz dieselben Räume wie das, welches Mistreß Halliburton bewohnte, nur mit der Ausnahme, daß in dem Hause des Quäkers die offene Dachkammer durch eine Zwischenwand in zwei Gemächer getheilt war. In einem derselben schlief Patience, das andere hatte Grace innegehabt. Von den drei Schlafzimmern in der Etage

darunter wurde eins von Mr. Lynn, das zweite von Anna benutzt, während das dritte, das gute Zimmer, wie man es zu nennen pflegte, für einen sich vielleicht einfindenden Gast reservirt blieb.

Das Haus gehörte Mr. Lynn eigenthümlich. Früher hatten ihm beide gehört; zu der Zeit aber, wo jener schwere Verlust ihn traf, hatte er das andere an Mr. Ashley verkauft.

Das Werk des Säuberns und Reinigens war in vollem Zuge. Hester hatte sich mit einem Eimer Wasser, Kehrbesen, Scheuerbürste und andern wesentlichen Erfordernissen in die obersten Zimmer verfügt. Anna, die an ihren Hemden nähte, obschon die Arbeit durchaus keinen schnellen Fortgang hatte, saß, mit gedämpfter Stimme vor sich hin singend, in einem der Wohnzimmer bei geschlossener Thür, während Patience allgemeine Aufsicht führte und ihr Auge überall hatte.

Plötzlich vernahm man ein lautes Getöse wie von einem Fall, und ein Schrei hallte durch das ganze Haus. Derselbe schien aus der sogenannten Schlafzimmeretage zu kommen.

Anna eilte die erste Treppe hinauf und Hester Dell kam die zweite herunter.

Am Fuße der Dachbodentreppe, mit dem Kopf dicht an der Thür von Anna's Schlafzimmer, lag Patience und eine schwere Bettvorhangstange. Sie hatte versucht, die Stange aus dem Zimmer herabzutragen, sich dabei mit den Füßen darein verwickelt und war mit voller Wucht zu Boden gestürzt.

„Das Haus fällt wohl ein?“ wollte Anna sagen,

schwieg aber erschrocken, als sie Patience liegen sah. Hester versuchte letztere aufzuheben.

„Du kannst mich nicht aufrichten, Hester. Anna, Kind, Du darfst nicht versuchen, mich anzurühren. Ich fürchte, ich habe das Bein gebrochen —"

Ihre Stimme erstarb, ihre Augen schlossen sich und eine fahle Blässe, wie die des Todes, überzog ihr Gesicht.

Anna, die noch nie in ihrem Leben so erschrocken war, rannte sofort zu Mistreß Halliburton. Hannah Dobbs, die in der Küche war, sah sie kommen; sie sah das jugendliche Gesicht von Thränen überströmt, sie hörte den kurz abgebrochenen Schreckensruf und trat heraus.

„Was ums Himmelswillen gibt es denn?" fragte sie.

Anna umschloß Hannah Dobbs krampfhaft mit ihren Armen. Es schien ihr dies gewissermaßen Schutz in ihrer furchtbaren Angst zu gewähren.

„O liebe Dobbs, komm zu Patience!" rief sie. „Ich glaube, sie stirbt."

Anna's mit ungezügelter Gemüthsbewegung laut hervorgestoßene Worte erreichten auch Jane's Ohr. Sie kam sofort aus dem Wohnzimmer heraus. Hannah Dobbs war schon unterwegs nach Lynns Haus und Jane eilte, ohne zu wissen, was es eigentlich gäbe, ihr nach.

Patience ermannte sich eben wieder, als die Drei hinzukamen. Sie schrie fortwährend, das man nicht versuchen solle, sie aufzurichten. Eins ihrer Beine war unter ihr über der Vorhangstange gleichsam zusammengeknickt. Jane war sofort überzeugt, daß es gebrochen sei.

„Wer kann am schnellsten laufen?" fragte sie. „Wir müssen Doctor Parry holen."

Hester wartete nicht auf weitere Instructionen. Sie raffte ihr hellbraunes Umschlagetuch und ihren grauen Hut auf und rannte, beides unterwegs anlegend, davon.

Anna schluchzte und barg ihr Gesicht an Jane's Brust, als ob sie Trost bedürfe. Dann warf sie sich auf einmal neben Patience nieder, sodaß ihre Thränen auf das Gesicht der Verunglückten herabträufelten.

„Patience, meine gute Patience, kannst Du mir verzeihen? Ich bin garstig und ungezogen gewesen, aber es war nicht meine Absicht, Dich wirklich zu erzürnen. Ich wollte Dich blos necken. Ich habe nie aufgehört, Dich zu lieben."

Patience zog trotz der heftigen Schmerzen, die sie empfand, das reuige Gesicht zu sich herab, um es innig zu küssen. „Ich weiß es, liebes Kind, ich kenne Dich. Mache Dir keinen Kummer meinetwegen."

Doctor Parry kam und Patience ward aufgehoben und in das sogenannte Gastzimmer getragen. Sie hatte das Bein gebrochen und zwar in sehr schlimmer Weise, wie der Arzt erklärte.

Somit hatte das großartige Project einer gründlichen Säuberung des Hauses auf einmal und zwar auf lange Zeit hinaus sein Ende erreicht, noch ehe die Durchführung recht begonnen hatte. Patience lag auf ihrem Schmerzenslager und ihre Pflege war nun Hester's Hauptaufgabe.

Anna begann im Laufe einiger Tage wieder Muth zu fassen. Doctor Parry sagte, die Heilung werde mit der Zeit erfolgen. Das Schlimmste bei der Sache sei, daß Patience sehr lange das Bett werde hüten müssen. Anna vergaß ihre Anwandlung von Reue und Zerknir-

schung. Sie wußte nun, daß Patience wieder genesen und sich wieder umherbewegen würde wie früher, und was den Umstand betraf, daß sie auf längere Zeit Bett und Zimmer nicht verlassen konnte, so betrachtete Anna dies allmälig sogar als das Werk eines guten Genius, der ihre Freiheit unter seinen besondern Schutz genommen haben müsse.

Ob es Anna gelungen wäre, die Wachsamkeit der gesunden Patience zu täuschen, läßt sich nicht sagen; daß sie aber die der kranken Patience täuschte, dies stand außer Zweifel.

Anna hatte, wie wir wissen, Herbert Dare gesagt, er dürfe nicht wieder auf Atterly's Feld kommen oder erwarten, daß sie sich dort einfände. Herbert Dare aber fiel es nicht ein, diesem Rathe zu gehorchen. Selbst wenn William Halliburton als verrätherischer Spion — wie Herbert ihn nannte — dageblieben wäre, würde Herbert jedenfalls versucht haben, dessen Wachsamkeit zu täuschen; nun aber, wo William abwesend war, hatte er in bildlichem wie in buchstäblichem Sinne freies Terrain.

In Samuel Lynn's Abwesenheit war es doppelt frei. Herbert Dare wußte recht wohl, daß, wenn der Quäker von dem geheimen Verhältniß Anna's das Mindeste erführe, demselben sofort ein Ende gemacht würde.

Der Umstand, daß Herbert bei seinen nächtlichen Besuchen des Feldes einen Mantel trug, welcher dem William's glich, war das Ergebniß eines brillanten Einfalls. Er hatte nämlich überlegt, daß, wenn die Luchsaugen des Quäkers zufällig einmal den Mantel an einem schönen Abend hinter dem Hause hin und her promeniren sähen, Samuel Lynn

kein besonderes Gewicht darauf legen, sondern glauben würde, der Träger sei William Halliburton, der hinter seinem Hause im Mondscheine auf und ab wandele.

Nichtsdestoweniger hatte Herbert seine Besuche gewöhnlich zu einer Zeit stattfinden lassen, wo, wie ihm bekannt, Samuel Lynn nicht zugegen, sondern in der Fabrik war.

Seine Berechnung hatte ihn auch in der Regel nicht getäuscht, dennoch aber waren, wie der Leser bereits weiß, Ausnahmen vorgekommen.

Anna's Gemüth war der Ueberredung in hohem Grade zugänglich. Trotz ihres William gegebenen Versprechens ließ sie sich von Herbert Dare wieder zu jenen heimlichen Zusammenkünften bereden. Arglos wie ein Kind, sah sie in denselben nichts sehr Tadelnswerthes. In das Haus konnte Herbert nicht kommen, denn das hätte Patience sicherlich nicht zugegeben, und die logisch richtige Folge hiervon war, daß sie zu ihm hinausgehen mußte. Anna hatte Herbert Dare viel zu sehr liebgewonnen, als daß sie nicht gewünscht hätte, mit ihm zusammenzukommen und mit ihm zu sprechen.

Herbert seinerseits hatte sie ebenfalls liebgewonnen. Es war gar so schön, eine Stunde lang mit Anna zu flüstern, ihr muthwillig die entstellende Quäkerhaube aufzubinden und ihre üppigen Locken darunter hervorfallen zu lassen, seine Hand auf das junge Haupt zu legen und ihr zu sagen, daß sie ihm mehr sei als sonst etwas auf Erden.

Alles dies war für Herbert ein Lieblingszeitvertreib geworden, und er war nicht der Jüngling, der sich etwas versagte, woran er einmal Gefallen gefunden.

Er führte gegen das schöne Kind nichts Böses im Schilde. Es ist sogar möglich, daß, wenn ihn jemand auf die Nachtheile aufmerksam gemacht hätte, welche für Anna daraus hervorgehen konnten, daß diese verstohlenen Zusammenkünfte bekannt wurden, er diesmal seinen Neigungen Gewalt angethan hätte und nicht hartnäckig dabei geblieben wäre.

Zum Unglück — zum großen Unglück, wie sich später ergab — war niemand da, der dieses Wort der Warnung gesprochen hätte. Patience war krank, William war nicht da und sonst wußte weiter niemand etwas davon. Ja, im Grunde genommen konnte man selbst von Patience nicht sagen, daß sie etwas davon wisse, denn William's Warnung hatte nicht den Eindruck gemacht, den sie eigentlich hätte machen sollen.

Patience ward durch ihr eigenes gutes Zutrauen getäuscht, denn daß Anna vorsätzlich mit Herbert Dare oder irgendeinem andern Herbert heimlich zusammenkäme, dies würde sie für einfach unmöglich gehalten haben. Nach ihrer Ansicht wäre dies ein Verbrechen gewesen, welches durch nichts hätte gesühnt werden können.

Was beabsichtigte Herbert Dare aber eigentlich, indem er Anna zu dieser Unklugheit verleitete? Weiter nichts als augenblicklichen Genuß. Herbert hatte noch nie, weder in Bezug auf sich selbst, noch in Bezug auf Andere, an die Zukunft gedacht, und es war nicht wahrscheinlich, daß er so bald daran denken würde. Anna heirathen zu wollen, das war ihm noch nie auch nur entfernt eingefallen.

Erstens schien bei der Art und Weise, auf welche die Dares — Herbert und seine Brüder — lebten, eine Frau

für irgend einen von ihnen zu den Unmöglichkeiten zu gehören. Wenn sie sich nicht im voraus dazu verstand, von der Luft zu leben, so war keine Aussicht vorhanden, daß zu ihrem Unterhalt etwas Anderes dasein würde.

Wäre es aber auch Herbert in pecuniärer Beziehung möglich gewesen, zehn Weiber zu nehmen, so wäre Anna Lynn doch nicht mit darunter gewesen. So angenehm es ihm auch sein möchte, ein Stündchen mit ihr zu verplaudern, so betrachtete er sie doch als tief unter ihm stehend, und der Stolz behielt bei Herbert stets die Oberhand.

Er war mit Anna Lynn bei Ashleys bekannt geworden und dies verlieh ihr eine Art Nimbus; zweitens gehörte sie auch zu der achtbaren Quäkergemeinde dieser Stadt. Ohne diese beiden Umstände wäre Herbert in seinem Benehmen gegen sie weniger gewissenhaft oder bedenklich gewesen. Anders als rücksichtsvoll wollte er nicht gegen Anna Lynn sein, oder wagte es vielmehr nicht; dennoch aber würde er andererseits sie nicht für würdig erachtet haben, sein Weib zu werden.

Was Samuel Lynn betraf, so hätte dieser sein Kind lieber im Sarge denn als Herbert Dare's Weib gesehen. Die jungen Dares standen in Helstonleigh durchaus nicht in gutem Rufe.

Bei diesem unsichern und ungenügenden Stande der Dinge wäre es natürlich weit besser gewesen, wenn Anna dem verständigen Rathe William's, alle fernern geheimen Zusammenkünfte mit Herbert zu vermeiden, gefolgt wäre. Es war tief zu beklagen, daß sie dies nicht that, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Herbert Dare später, als das Unheil zu Tage trat, tief bereute, sie verleitet zu haben. Un-

heil war es für beide, und zwar ohne daß eins von ihnen sich eines wirklichen Fehltritts schuldig gemacht hätte.

Diese Zeit war aber noch nicht da und wir sind jetzt erst bei dem Stadium von Samuel Lynn's Abwesenheit und Patience's Beinbruch angelangt.

Anna hatte angefangen, sich wieder fortzustehlen, und war stets darauf bedacht, für Hester Dell einen plausibeln Vorwand zu ersinnen, damit nicht Patience unangenehme Geschichten zu Ohren gebracht würden.

„Patience übertreibt ihre Strenge gegen mich, Hester, das mußt Du selbst einsehen", sagte Anna. „Sie will, daß ich den ganzen Tag und auch den Abend arbeite, ohne jemals frische Luft zu schöpfen. Sie möchte mich in dieses Zimmer einsperren, so wie sie jetzt in ihr Zimmer eingesperrt ist. Ich soll niemals während der herrlichen Abenddämmerung im Garten sein, ich soll niemals mit den niedlichen Lämmern auf dem Felde herumspringen, ich soll niemals zu Jane Halliburton, unserer Nachbarin, gehen und mich nach deren Befinden erkundigen. Es ist eine wahre Schande, Hester!"

„Die würde es allerdings sein, wenn es wahr wäre", antwortete Hester, eine Person von schlichter Denk- und Redeweise, die Anna fast ebenso zärtlich liebte, als dies von Patience geschah. „Aber glaubst Du nicht, daß Du Dich irrst, Kind? Patience scheint sehr zu wünschen, daß Du ausgehst. Sie sagt, ich solle Dich begleiten."

„Wie", entgegnete Anna, „und wir sollen sie allein im Hause lassen? Wie könnte sie mit ihrem gebrochenen Bein die Treppe herunter, wenn jemand an die Hausthür pochte? Ich sage Dir, Hester, sie möchte mich lieber bewachen, wie

die Katze die Maus. Es ist ihr blos um diese Hemden. Sie glaubt, ich werde damit nicht fertig. Aber ich werde recht gut fertig."

„Ja, das glaube ich auch", entgegnete Hester, indem sie ihre Augen auf die Arbeit warf. „Du kommst ja immer weiter vorwärts damit."

„Ja wohl. Mit der glatten Arbeit bin ich schon ziemlich fertig und komme nächstens zum Steppen. Was sagte sie denn gestern Abend zu Dir?"

„Sie sagte: ‚Geh einmal hinunter in das Wohnzimmer, Hester, und sieh, ob Anna kein Licht braucht.' Als ich in das Zimmer kam, konnte ich Dich nicht finden. Und dann sagte sie, Du liefest immer zur Nachbarin und hieltest diese von der Arbeit ab, und sie dulde das einmal nicht. Du kamst gerade noch zur rechten Zeit und sie schalt Dich aus."

„Ja, das that sie", sagte Anna ärgerlich. „Ich sage Dir, Hester, sie ist das grilligste Geschöpf, welches es auf der Welt geben kann. Ich gebe Dir mein Wort, Hester, daß ich nicht bei den Halliburtons gewesen war. Ich war ein wenig im Garten und auf dem Felde herumgelaufen, ich hatte den ganzen Tag emsig über meiner Arbeit gesessen —"

„Den ganzen Tag nicht, Anna", unterbrach sie Hester, welche ihr gern den Willen thun, aber auch der Wahrheit nicht untreu werden wollte. „Während des Vormittags besuchte Dich Deine Freundin Mary Ashley und Nachmittags war Sara Dixon da."

„Nun, ich hatte wenigstens einen großen Theil des Tages über meiner Arbeit gesessen", berichtigte sich Anna, „und wünschte nun ein wenig frische Luft zu schöpfen. Ist das denn ein Verbrechen?"

„Ein Verbrechen, liebes Kind? Nein, das ist es nicht. Es ist vielmehr ganz natürlich. Wenn ich nicht meine Gänge zu gehen hätte und dabei zugleich mit an die frische Luft käme, so würde ich selbst mit Lust haben, auf dem Felde herumzulaufen, wenn ich mit meiner Arbeit fertig wäre.“

„Das würde auch jeder andere Mensch, ausgenommen Patience“, entgegnete Anna. „Schau her, Hester. Wenn sie wieder nach mir fragen sollte, so brauchst Du, wenn ich fortgelaufen sein sollte, es ihr ja nicht zu sagen. Es beunruhigt sie blos und sie ist noch so schwach, daß ihr dies unbedingt schaden würde. Sag Du nur zu ihr, ich säße bei meiner Näherei. Fortwährend nähen kann ich aber nicht, Hester. Ich muß dann und wann mich einige Minuten lang erholen können. Wenn ich während des Tages fortliefe und die Arbeit liegen ließe, dann allerdings hätte Patience Ursache zu murren.“

„Na, liebes Kind, ich glaube, es ist nicht mehr als billig“, antwortete Hester langsam, nachdem sie sich die Sache eine Weile überlegt. „Ich will ihr nicht wieder sagen, daß Du in dem Garten bist, denn wir müssen sie möglichst ruhig erhalten, sagt Freund Parry.“

„Als ich noch ein kleines Mädchen war, war sie auch schon so garstig, Hester“, sagte Anna. „Sie ließ mich damals nicht allein in den Garten, weil sie fürchtete, ich könnte Stachelbeeren naschen. Jetzt ist aber keine Stachelbeerenzeit.“

„Das ist sehr wahr“, dachte Hester Dell.

Und somit gelang es der jungen Dame, einen ziemlichen Theil des Abends freizukommen. Und so wie die Wochen vergingen und die kalte Witterung des Frühlings

in die Wärme des Sommers überging, wurden Anna und Herbert Dare in ihrer Sicherheit vor Entdeckung ganz keck, und es verging kaum ein Abend, wo man sie nicht auf dem Felde des Pächters Atterly hätte sehen können.

Anna war nun mit Herbert so vertraut geworden, daß sie Arm in Arm mit ihm ging, und so schritten sie im Schatten des Heckenzauns hin und her. Herbert plauderte und Anna träumte sich im Paradiese.

Viertes Kapitel.

Die Expedition der Gouvernante.

Herbert Dare genoß die Schönheit eines Aprilabends in dem Garten seines väterlichen Hauses. Er saß auf der hohen Lehne einer Gartenbank und balancirte sich rittlings auf derselben, indem er die Spitze des einen Fußes auf der Bank ruhen und den andern Fuß herabbaumeln ließ.

Der Monat neigte sich seinem Ende zu, und die goldenen Strahlen der warmen untergehenden Sonne fielen gerade auf Herbert's Gesicht. Es war, als hätte er sich ausdrücklich hierher gesetzt, um sich in der milden, stillen Luft, in dem lieblichen Sonnenuntergang zu sonnen; im Grunde genommen aber wußte er kaum, ob die Sonne auf- oder unterging, ob der Abend schön oder trübe war — so sehr war er in tiefes, unruhiges Hinbrüten versunken.

Die Ursache, welche Herbert Dare beunruhigte, war dieselbe, welche zu einer oder der andern Zeit den Seelenfrieden sehr vieler von uns gestört hat. Es war Geldverlegenheit.

Herbert stak schon lange darin, war aber jetzt immer tiefer und tiefer hineingesunken. Bis jetzt hatte er es noch immer möglich zu machen gewußt, sich weiter zu „würgen“,

nun aber war dies fast nicht mehr möglich. Er besaß, wie schon früher erwähnt worden, einen gehörigen Grad von Leichtsinn, konnte sich jetzt aber doch nicht verhehlen, daß — und zwar bald — sich große Unannehmlichkeiten für ihn herausstellen würden, wenn nicht etwas geschähe.

Aber was sollte geschehen? Er wußte es nicht; er konnte es sich nicht denken. Sein Vater betheuerte, er habe nicht die Mittel, ihm zu helfen, und Herbert glaubte, daß sein Vater die Wahrheit spräche.

Nicht als ob Mr. Dare die Verlegenheit seines Sohnes ihrem ganzen Umfange nach gekannt hätte. Wäre dies aber auch der Fall gewesen, so wäre doch, soweit seine Hülfe in Frage kam, alles ganz auf dasselbe hinausgelaufen. Seine Söhne hatten, wie er sagte, ihn ausgesogen.

Anthony kam den Kiesweg entlang. Ob er nun Herbert sah oder nicht, so war doch so viel gewiß, daß er sich von dieser Richtung hinwegwendete.

Herbert hob die Augen empor und Zorn funkelte darin. Er erhob auch seine Stimme und zwar ebenfalls zornig.

„Heda Du, Du brauchst Dich nicht fortschleichen zu wollen, weil Du mich hier sitzen siehst! Ich habe mit Dir zu sprechen."

Anthony blieb stehen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er sich wirklich hatte fortschleichen wollen und daß er Herbert gesehen hatte, denn es lag ihm damals durchaus nichts daran, mit seinem Bruder in Berührung zu kommen.

Anthony war ebenfalls in Verlegenheit, er hatte mehr als einen Grund zur Unruhe, und wenn das Gemüth unruhig ist, dann sind heftige Worte nicht geeignet, es zu beschwichtigen. Zwischen Anthony und Herbert Dare waren

aber in der letzten Zeit fast nur heftige und anzügliche Worte gewechselt worden.

Es war übrigens kein flüchtig vorübergehender Groll, welcher zwischen den beiden Brüdern herrschte, derselbe bestand vielmehr schon seit langer Zeit.

Herbert glaubte, sein Bruder habe ihn vorsätzlich hintergangen. Daß Anthony wirklich den ersten Anlaß zu dieser Feindschaft gegeben, stand außer Zweifel. Er hatte Herbert, ohne daß dieser etwas Arges ahnte, in gewisse verdrießliche Wechselgeschäfte zu verwickeln gewußt. Anthony hatte immer viel mit dergleichen Papieren zu thun; Herbert, der in dieser Beziehung klüger war, hatte sich nie damit befaßt. Er war derselben Meinung wie sein Vater, nämlich daß ein Wechsel eine zweischneidige, gefährlich verwundende Waffe sei.

„Wenn Ihr ruhig in Euren Betten sterben wollt, so befaßt Euch nicht mit Wechseln", pflegte Mr. Dare häufig zu sagen, um seine Söhne zu warnen.

Dieser Rath war ohne Zweifel ein guter. Mr. Dare als Jurist und Anwalt mußte die Sache verstehen. Herbert hatte seinen Rath befolgt, Anthony aber niemals, und es kam die Zeit, wo Anthony dafür sorgte, daß sein Bruder auf dieselben Abwege gerieth.

Eines Tages, als er sich in seiner Verlegenheit nicht anders zu helfen wußte, beredete er Herbert, zwei Wechsel von ziemlich hohem Betrage für ihn zu unterzeichnen, indem er ihm zugleich feierlich versicherte, daß das Geld bis zur Verfallzeit beschafft werden würde.

Herbert ging gutmüthig in die Schlinge. Es dauerte nicht lange, so ergab sich, daß für die Wechsel gar keine

Deckung dawar; Anthony aber hatte es so einzurichten gewußt, daß nicht er, sondern Herbert dafür verantwortlich war.

Herbert betrachtete dies als einen an ihm verübten schmachvollen Betrug und hörte nie auf, seinem Bruder Vorwürfe darüber zu machen.

Anthony, der eine verschlossene, mürrische Gemüthsart besaß, fühlte sich durch diese Vorwürfe beleidigt, und die beiden Brüder führten daher ein durchaus nicht angenehmes Leben mit einander.

Die Wechsel waren auch jetzt noch nicht gedeckt und hatten Herbert eben jetzt in eine Verlegenheit versetzt, in der er sich weder zu rathen noch zu helfen wußte.

Dies war eine Ursache der Feindschaft zwischen den beiden Brüdern. Aber es walteten deren auch noch andere von verschiedener Art ob. Anthony und Herbert Dare waren überhaupt schon von ihrer Kindheit an niemals herzlich mit einander gewesen.

Anthony ging, als sein Bruder ihn anrief, auf ihn zu.

„Wer will sich denn fortschleichen?“ fragte er. „Beurtheilst Du mich vielleicht nach Dir selbst?“

„Das will ich nicht hoffen“, entgegnete Herbert in verächtlichem Tone. „Höre, was ich sage. Ich habe Dir schon hundertmal gesagt, daß Du Deine Verbindlichkeiten gegen mich erfüllen sollst, und wenn Du es nicht gutwillig thust, so zwinge ich Dich dazu. Hörst Du wohl — ich werde Dich dazu zwingen!“

„Versuche es“, entgegnete Anthony mit spöttischem Gelächter und ging kaltblütig seines Weges.

Herbert sah ihm wüthend nach. Er fühlte sich stark

versucht, ihm nachzulaufen und ihn zu Boden zu schlagen. Hätte Anthony die Mahnung seines Bruders in geeigneter Weise aufgenommen, so wäre es anders gewesen. Hätte er gesagt: ‚Herbert, es thut mir sehr leid, aber ich werde sehen, was sich thun läßt', oder etwas Aehnliches, so hätte sein Bruder sich jedenfalls begütigen lassen.

Aber statt dessen höhnische, herausfordernde Reden anhören zu müssen, dies war fast unerträglich. Wäre Herbert von Anthony's Gemüthsart gewesen, so würde er bewiesen haben, daß es unerträglich sei.

Herbert war außer sich vor Wuth. Es war gleichsam der Fall eines Würfels, ob er Anthony nacheilte und ihn schlug, oder ob er es nicht that.

Der Würfel ward durch das Erscheinen der Signora Varsini geworfen, und Anthony entkam noch für diesen Abend.

Es war von Herbert nicht sehr galant, in Gegenwart der Gouvernante auf der Lehne der Gartenbank rittlings sitzen zu bleiben. Er war aber, wie schon gesagt, vor Wuth außer sich, und dies muß ihm zur Entschuldigung angerechnet werden.

Signora Varsini kam näher und schien ebenfalls in großer Aufregung zu sein. Ihre Stirn war umwölkt und ihr Mund so scharf zusammengekniffen, daß die Lippen fast nicht zu sehen waren.

Das alte Sprichwort: ‚Erst schaffe man sich die alte Liebe vom Halse, ehe man mit der neuen beginnt', ist ein sehr wahres und der Rath, den es ertheilt, ebenso richtig, wie der Mr. Dare's in Bezug auf die Wechsel.

Herbert hätte ganz besondern Grund gehabt, dies zu

beachten. Er hätte sich mit Signora Varsini erst auseinandersetzen sollen, ehe er sein freundschaftliches Verhältniß zu Anna Lynn Platz ergreifen ließ.

Man darf deswegen nicht glauben, daß die Gouvernante in Herbert's Herzen einen andern Platz eingenommen hätte als den, welchen sie als Gouvernante — nämlich als Gouvernante seiner Schwestern — einnehmen konnte. Dies würde Herbert wahrscheinlich gesagt haben, wenn man ihn gefragt hätte.

Was sich Signora Varsini selbst gesagt haben würde, ist eine andere Frage. Jetzt sah sie zu wild und grimmig aus, um irgend etwas zu sagen.

Der Grund schien — insoweit jemand, der nicht persönlich bei der Sache interessirt war, aus den Umständen abnehmen konnte — der zu sein, daß Herbert in der letzten Zeit die Gouvernante beleidigt, indem er versäumt hatte, sich wie früher zu den sogenannten italienischen Lectionen bei ihr im Schulzimmer einzufinden. Natürlich aber konnte er nicht an zwei Orten zu gleicher Zeit sein, und wenn er seine Mußestunden nach Tische auf Atterly's Feld zubrachte, so war es für ihn unmöglich, im Schulzimmer zu sein und Italienisch zu treiben. Signora Varsini aber, in ihrem Stolz und in ihrer Eifersucht, betrachtete dies als eine persönliche Zurücksetzung und Vernachlässigung.

Sie war demzufolge in ihren Worten und ihrem Benehmen gegen Herbert mürrisch und schroff, und dies berührte wieder ihn unangenehm.

Sein Gemüth war jedoch ein im Grunde genommen friedfertiges und versöhnliches und er durchaus kein Freund von unnöthigen Zwistigkeiten.

Er versuchte, was er konnte, um die junge Dame zu begütigen, und als er fand, daß es ihm auf diese Weise nicht gelang, schlug er einen andern Weg ein und mied sie gänzlich.

Die Gouvernante bemerkte dies und ihre Erbitterung stieg immer höher.

Jetzt kam sie mit vollen Segeln auf ihn zugesteuert. In dem Augenblick, wo er sie sah, fiel ihm ein, daß er ihr am Tage vorher halb versprochen, ihr diesen Abend einen Besuch abzustatten.

„Nun wird der Kampf beginnen“, sagte er bei sich selbst.

„Warum lassen Sie mich so warten?“ begann sie, als sie dicht vor ihm stand.

„Habe ich Sie warten lassen?“ entgegnete Herbert höflich. „Das thut mir sehr leid. Ich muß Ihnen gestehen, Mademoiselle, daß ich jetzt mit einer Menge verdrießlicher Geschichten zu kämpfen habe und heute Abend für niemandes Gesellschaft tauge, als höchstens für meine eigene. Sie würden mir für meinen Besuch nicht gedankt haben, wenn ich gekommen wäre.“

„Das ist meine Sache“, entgegnete die Gouvernante. „Wenn ein Mann mir ein Versprechen gibt, so erwarte ich, daß er es halte. Ich gehe hinauf in das Schulzimmer und warte, und warte, und warte! Ich warte, bis meine Geduld erschöpft ist. Ich habe jenes Exemplar von Tasso, welches Sie zu sehen wünschten. Werden Sie kommen?“

Herbert sah sich in die Enge getrieben. Er blickte nach der untergehenden Sonne — wenigstens nach der Stelle, wo die untergehende Sonne zu sehen gewesen, denn sie war jetzt bereits hinter dem Horizont hinabgesunken und hatte

blos noch einige purpurne Streifen an dem grauen Himmel zurückgelassen. Die Dämmerung brach ein und er mußte nun fort, um seinen gewöhnlichen Abendbesuch zu machen. Für Tasso und die Gouvernante hatte er sonach keine Zeit.

„Ich will einen andern Abend kommen", sagte er. „Ich habe versprochen, wohin zu kommen, und muß mein Wort halten."

Das Gesicht der jungen Dame gewann einen eisigen, steinharten Ausdruck.

„Wohin wollen Sie gehen?" fragte sie gebieterisch.

Man sollte glauben, Herbert wäre vollkommen in seinem Rechte gewesen, wenn er sich höflich geweigert hätte, die Neugier der Italienerin zu befriedigen. Was hatte sie darnach zu fragen? Dennoch dachte er anders. Wahrscheinlich fürchtete er sich vor einem Auftritt.

„Wohin? Ich will blos mit Lord Hawkesley eine Partie Billard spielen. Er ist jetzt wieder in Helstonleigh."

„Und deswegen gehen Sie jeden Abend aus? Um mit Lord Hawkesley Billard zu spielen?" hob sie wieder an, während ihre Augen unheilverkündend zu funkeln begannen.

„Allerdings, Mademoiselle, mit Hawkesley oder andern Bekannten."

„Das ist eine Lüge!" entgegnete Mademoiselle kurz.

„Ei, ei!" rief Herbert gutmüthig lachend; „nennen Sie das höflich?"

„Mag ich es nennen, wie ich will", rief sie, immer heftiger werdend. „Sie gehen nicht zu Mylord Hawkesley — Sie gehen nicht, um Billard zu spielen — ich weiß, daß dies nicht der Fall ist."

„Aber ich sage Ihnen, daß ich sehr oft Billard spiele", rief Herbert. „Ich versichere es Ihnen auf Ehre."

„Mag sein, mag sein!" antwortete sie sehr rasch. „Aber nicht jeden Abend gehen Sie Billard spielen, gleichwohl aber gehen Sie jeden Abend aus. Ich habe den Tasso gekauft — wissen Sie, daß ich ihn gekauft habe? — ich habe ihn für mein Geld gekauft, damit Sie das Vergnügen hätten, wie Sie sagten, mich ihn lesen zu hören. Würde ich wohl dieses Geld ausgegeben haben, wenn ich geglaubt hätte, Sie würden dann nicht kommen, wenn ich das Buch hätte — daß Sie kein Interesse mehr daran fänden, es vorlesen zu hören?"

Wäre sie nicht so aufgebracht gewesen, so würde Herbert ihr gesagt haben, daß sie sehr einfältig gehandelt habe, ihr Geld auf diese Weise auszugeben; er würde ihr gesagt haben, daß Tasso, im Original gelesen, ihm ebenso verständlich sei wie Sanskrit. Allerdings erinnerte er sich, daß er zur Antwort auf ihre Bemerkung, Tasso sei ihr der liebste von allen italienischen Dichtern, gesagt hatte, er möchte ihn einmal vorlesen hören, aber er hatte diese Bemerkung blos zufällig gemacht, ohne ernstlich Gewicht darauf zu legen. Und sie war so thöricht gewesen, darauf hin das Buch wirklich zu kaufen!

„Wollen Sie heute Abend kommen und den Anfang hören?" fuhr sie nach einer Pause in etwas freundlicherem Tone fort.

„Auf Wort und Ehre, Bianca, heute Abend kann ich nicht", antwortete er etwas verlegen. „Ich will einen andern Abend kommen; Sie können sich darauf verlassen."

„Gestern sagten Sie aber, Sie würden heute Abend kommen und ich könnte mich darauf verlassen.“

„Ich konnte einmal nicht anders. Ich ward von einer andern Seite aufgefordert und mußte mich fügen. Wir wollen das Lesen des Tasso einen andern Abend beginnen.“

„Also um einer elenden Partie Billard willen wollen Sie Ihr einer Dame gegebenes Wort brechen? C'est bien!“

„Es handelt sich nicht blos um eine Partie Billard“, entgegnete Herbert, um sich gegen diesen Vorwurf so gut als möglich zu vertheidigen. „Ich habe auch eine Geschäftssache zu besorgen.“

Sie heftete ihre funkelnden Augen auf ihn. Es lag in denselben ein Ausdruck, den Herbert weder verstand noch liebte.

„C'est très-bien“, wiederholte sie langsam. „Ich weiß, wohin Sie gehen und weswegen.“

Ein ungläubiges Lächeln zuckte über Herbert's Gesicht.

„Sie besitzen einen ungemeinen Scharfblick“, sagte er spöttisch.

„Nehmen Sie sich in Acht, mon ami! C'est tout.“

„Aber, Mademoiselle, was veranlaßt Sie, mich auf diese Weise anzusehen und so mit mir zu sprechen?“ fragte er immer noch in demselben scherzenden, gutmüthigen Tone. „Ich habe ohnehin genug Aerger; Sie brauchen denselben nicht noch zu vermehren.“

„Was meinen Sie damit?“

„Lassen Sie das nur gut sein. Es würde Ihnen kein Vergnügen machen, es zu wissen. Anthony ist daran schuld — verwünscht wäre er!“

„Anthony ist zehnmal mehr werth als Sie!“ entgegnete Mademoiselle grimmig.

„Jeder nach seinem Geschmack“, bemerkte Herbert gleichgültig. „Es ist gut für mich, daß nicht alle so denken wie Sie.“

Mademoiselle sah ihn an, als ob sie sich versucht fühlte, ihn zu ermorden.

„So!“ schäumte sie zwischen ihren blutlosen Lippen hindurch. „Nun, wo Sie Ihren Zweck erreicht haben, wünschen Sie Bianca Varsini in die Hölle! Garde-toi, mon camarade, je te dis.“

Mäßigen Sie Ihre Stimme“, entgegnete Herbert. „Die Kühe da drüben werden sonst glauben, es donnere. Ich wollte allerdings, ich hätte meinen Zweck erreicht, und zwar in mehr als einer Beziehung. Was meinen Sie eigentlich? Wenn Sie den Ankauf des Tasso meinen, so will ich Ihnen denselben zu dem vollen Preise wieder abkaufen.“

Er konnte nicht umhin, allmälig ebenfalls in etwas ernsterem Tone zu sprechen, denn er fing an zu fürchten, daß sie ihn aufhalten würde, bis es zu spät wäre, Anna zu sprechen.

In dieser letztern Beziehung ward er jedoch beruhigt. Die Italienerin sagte blos noch einige wenige Worte in ihrer Muttersprache, nickte ihm grimmig zu und wendete sich ab. Wilde, rachsüchtige Worte waren es, trotz des leisen Tones — davon war Herbert überzeugt, obschon er keins deutlich vernahm. Hätte er aber auch alle vernommen, so wäre dies, was das Verstehen betraf, ganz gleich gewesen. So vortrefflich auch Signora Varsini's Unterrichtsmethode in der italienischen Sprache sein mochte, so

hatte Herbert Dare doch in dieser Beziehung bis jetzt nur sehr ungenügende Fortschritte gemacht.

Sie ging den Kiesweg hinab und dann quer über den Rasenplatz hinweg in das Haus hinein. Hier lenkte sie ihre Schritte sofort nach dem Schulzimmer und begegnete Cyrill auf der Treppe.

Er hatte augenscheinlich Abendtoilette gemacht und wollte ausgehen.

Die Gouvernante faßte ihn ohne weiteres am Arme, zog ihn in das Schulzimmer hinein und schloß die Thür.

„Was soll das heißen, Mademoiselle?“ fragte Cyrill und schloß aus dem grimmigen Blick der jungen Dame, daß sie im Begriff stehe, summarische Rache für irgend eine eingebildete Beleidigung an ihm zu nehmen.

„Cyrill, sagen Sie mir, wo geht Herbert des Abends hin, einen Abend wie alle Abende?“

Cyrill machte große Augen.

„Was kann es Sie interessiren, zu wissen, wohin er geht, Mademoiselle?“ entgegnete er.

„Ich wünsche es aus ganz besondern Gründen zu wissen, und dies muß Ihnen genügen, Monsieur Cyrill. Wo geht er hin?“

„Er geht aus“, antwortete Cyrill.

Die Gouvernante stampfte ärgerlich mit dem Fuße.

„Daß er ausgeht, könnte ich Ihnen auch sagen. Ich frage Sie, wohin er geht.“

„Wie soll ich das wissen?“ antwortete Cyrill. „Was geht es mich an?“

„Sie wissen es also nicht?“ fragte Mademoiselle.

„Nein, ich weiß es ganz bestimmt nicht“, antwortete

Cyrill mit Nachdruck. „Glauben Sie, ich belauere ihn, Mademoiselle? Ich würde bei ihm übel ankommen, wenn er so etwas merkte. Wahrscheinlich geht er Billard spielen.“

Diese Antwort erweckte abermals den Zorn der Gouvernante.

„Er hat Sie instruirt, so zu sagen!“ rief sie mit drohendem Tone und wilder Geberde.

Cyrill's Erstaunen stieg immer höher. Er konnte nicht begreifen, warum die Gouvernante ihm diese Frage vorlegte und inwiefern Herbert's Kommen und Gehen sie interessirte.

„Ich weiß gar nichts davon“, antwortete er und sprach insoweit die Wahrheit. „Ich weiß nicht, ob Herbert des Abends an irgend einen besondern Ort geht. Ist es der Fall, so hat er mir doch nichts davon gesagt.“

Sie legte ihre Hand schwer auf seine Schulter und brachte ihr Gesicht — es gewährte in seiner Wuth und Aufregung einen seltsamen Anblick — beinahe in Berührung mit dem seinigen.

„Ecoutez, mon ami!“ flüsterte sie dem erstaunten Cyrill zu. „Wenn Sie ein solches Spiel mit mir treiben wollen, so werde ich auch eins mit Ihnen treiben. Wer ging in jenem Mantel in den Fleischladen und wechselte das Geld? Wer trennte dann das carrirte Futter heraus? Glauben Sie, ich wisse es nicht? Ha, Monsieur Cyrill, mit mir können Sie kein Possenspiel treiben.“

Cyrill's Gesicht ward aschfahl und dicke Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn.

„Still!“ rief er, indem er sich scheu umsah, als ob Lauscher in der Nähe wären.

„Ja, Sie sagen still!" hob sie wieder an. „Ich werde auch still sein, wenn Sie mich nicht zwingen, zu sprechen. Ich bin bis jetzt still gewesen. Sagen Sie mir, was ich wissen will, und ich werde auch ferner still sein."

„Mademoiselle Varsini", erwiderte er, und sein Ton hatte einen zu schmerzlichen Ausdruck, als daß man an der Aufrichtigkeit seiner Worte hätte zweifeln können, „ich versichere Ihnen, daß ich von Herbert's Thun und Treiben nichts weiß. Ich weiß nicht, wohin er geht oder was er vorhat. Als ich Ihnen sagte, ich glaubte, er ginge Billard spielen, sagte ich Ihnen, was nach meinem Dafürhalten der Fall ist. Er kann an einem Abend wohl fünfzig verschiedene Orte besuchen, ohne daß ich Ihnen einen davon zu nennen wüßte. Sagen Sie mir aber, was Sie zu erfahren wünschen, und ich werde versuchen, es ausfindig zu machen."

Cyrill hatte durchaus keine Lust, gegen seinen Bruder den Spion zu spielen, aber er sah, daß die Italienerin ihn in ihrer Gewalt hatte, und er würde Herbert's Spur bis ans Ende der Welt verfolgt haben, wenn sie es ihm befohlen hätte.

Sie befahl es ihm aber nicht. Im Gegentheil, sie zog ihre Hand von Cyrill's Schulter hinweg, öffnete die Thür und sagte, sie brauche ihn nicht weiter.

„Es kommt nichts darauf an", rief sie. „Ich wollte blos aus einem gewissen Grunde etwas von Monsieur Herbert erfahren; wenn Sie es aber nicht wissen, so kommt weiter nichts darauf an."

Cyrill ging, hob aber zuvor sein feiges, scheues Antlitz empor und fragte:

„Sie werden also schweigen, Mademoiselle?"

„Ja", entgegnete sie. „Wer mich nicht beleidigt, den beleidige ich auch nicht."

Sie blieb, nachdem er fort war, halb in, halb außer dem Zimmer an der Thür stehen und schien in tiefe Gedanken versunken.

Es dauerte nicht lange, so hörte man Fußtritte die Treppe herauf kommen, und sie zog sich in das Zimmer zurück und schloß die Thür.

Es waren Herbert's Tritte. Er ging auf sein Zimmer, blieb einige Minuten in demselben und kam dann wieder heraus. Mademoiselle öffnete ihre Thür ein wenig, als er die Treppe hinunter ging. Ihr scharfes Auge entdeckte sofort, daß er ein wenig Toilette gemacht, sich das Haar gebürstet und Manschetten und Halskragen zurecht gezupft hatte.

„Das thust du also, um Billard spielen zu gehen", sagte sie bei sich selbst, indem sie ihm nachsah. „Es wird sich finden, Monsieur."

Mit leisem Tritt ging sie die Treppe hinauf in ihr eigenes Zimmer. Hier nahm sie aus ihrem Koffer einen langen und weiten dunkelgrünen Mantel, wie die Frauen in Frankreich und Flandern zu tragen pflegen, und eine schwarzseidene gesteppte Kapuze. Es war dies ihr Reiseanzug und sie legte ihn jetzt an.

Dann verschloß sie ihr Zimmer hinter sich und schlüpfte mit ebenso leisem Tritt, wie sie hinaufgegangen war, hinunter in das Speisezimmer. Hier ging sie zu der offenen Glasthür hinaus, hielt sich soviel als möglich im Schatten der Bäume und gewann die Straße.

Es war jetzt schon ganz dunkel, aber dennoch erkannte sie Herbert, der mit raschem Schritt in einiger Entfernung

vor ihr herschritt. Sie ging ebenfalls rasch, ohne sich ihm jedoch allzu sehr zu nähern. Er ging gerade durch die Stadt nach der Londoner Straße und bog dann in einen Seitenweg ein, der nach Atterly's Feld führte. Sie that dasselbe.

Auf dem Felde angelangt, blieb sie dicht an dem Heckenzaun stehen, um zu recognosciren. Gleich darauf bemerkte sie, daß ein junges Mädchen auf Herbert zukam, welches er auf zugleich ehrerbietige und vertrauliche Weise begrüßte.

Ein seltsamer Schrei hallte durch die Abendluft.

„Was war das?" rief Herbert erschrocken.

„Es muß eins der Lämmer auf dem Felde gewesen sein, Herbert", sagte Anna, die den Schrei gleichfalls vernommen.

„Es war mehr wie ein menschlicher Klageton", bemerkte Herbert.

Sie hörten jedoch nichts weiter.

Sie begannen nun ihren gewöhnlichen Spaziergang — einige Schritte hin und her am geschütztesten Theile des Heckenzauns. Sie gingen Arm in Arm.

Mademoiselle konnte, soweit die Dunkelheit es gestattete, sehen, aber nichts hören. Ihr aus der dunkeln Kapuze hervorlugendes Gesicht war dem eines Tigers sehr ähnlich.

Sie schlich weiter. Sie hatte, als sie in das Feld einbog, ein eisernes Gitterthor bemerkt, welches in den Garten führte, der durch den Heckenzaun begrenzt ward. Sie erreichte es, fand es verschlossen und kletterte daran hinauf. Es war oben mit scharfen Spitzen versehen, aber die Signora würde in diesem Augenblicke nichts darnach gefragt haben,

ob sie Gefahr liefe, sich zu spießen. Sie kam jedoch unversehrt darüber hinweg und überlegte dann, wie sie die Stelle, an welcher die Beiden standen, erreichen könnte, ohne von ihnen gehört zu werden.

Wenn Signora Varsini einmal einen Plan entwarf, so wußte sie ihn auch durchzusetzen. Sie bückte sich, schnürte ihre Stiefel auf und stahl sich leise auf den Strümpfen weiter. Sie erreichte die Stelle und war nun, auf der andern Seite des Zauns, den Beiden fast ebenso nahe als diese einander selbst.

Wo hatte sie diese sanften, schüchternen Töne schon früher gehört? Ein liebliches Mädchen, fast noch ein Kind, in bescheidener Quäkerkleidung tauchte in ihrer Erinnerung auf. Sie hatte sie bei Miß Ashley gesehen. Signora Varsini knieete auf die Erde nieder, um besser zu verstehen, was gesprochen ward.

„Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand'" ist ein altes, tausendfach bewährtes Sprichwort, und die Signora erfuhr dies ebenfalls.

Herbert Dare entschuldigte sich wegen seines späten Erscheinens, indem er dasselbe der Gouvernante zur Last legte. Er erzählte die Unterredung, die er mit ihr im Garten seines Vaters gehabt, und seine Erzählung war vielleicht mehr drollig als wahr, jedenfalls aber für die Signora durchaus nicht schmeichelhaft.

Anna lachte und die Lauscherin merkte sehr wohl, daß dies nicht das erste Mal war, wo sie den Stoff zu einer heitern Unterhaltung geliefert hatte.

Du hättest ihr Gesicht sehen sollen, lieber Leser! Pour plaisir, wie sie selbst gesagt haben würde.

Sie blieb, solange die Unterredung dauerte. Als dieselbe vorüber war und Herbert Dare sich entfernt hatte, zog sie ihre Stiefel an und erkletterte wieder das Gitterthor.

Diesmal war sie jedoch nicht so behend und eine der scharfen Spitzen verwundete ihr das Handgelenk. Sie band ihr Taschentuch fest um die Wunde, um das Blut zu stillen, und kehrte dann nach Hause zurück.

Man stürmte mit Hunderten von Fragen auf sie ein, als sie ruhig und kalt wie stets in den Salon trat. Keine Flechte ihres kunstreich geordneten Haares war verschoben, keine Falte ihres Kleides zerknittert. Ihr Nichterscheinen beim Thee hatte großes Befremden erregt. Minny hatte einen Walzer an ihrer Zimmerthür getrommelt, aber Mademoiselle wollte weder öffnen noch antworten.

„Wie kann ich antworten, wenn ich von fürchterlichem Kopfweh gemartert im Bett liege?“ entgegnete Mademoiselle.

„Sie haben Kopfweh, Mademoiselle?“ fragte Mistreß Dare. „Soll ich Ihnen eine Tasse Thee hinaufschicken?“

Mademoiselle lehnte das Anerbieten ab. Sie sei nicht durstig, sagte sie.

„Was haben Sie denn an Ihrer Hand gemacht, Mademoiselle?“ fragte Herbert, der an dem andern Ende des Zimmers sich auf ein Sopha gestreckt hatte.

„An meiner Hand? O, ich habe mich geritzt.“

„Wie haben Sie denn das angefangen?“

„Lassen Sie das nur gut sein. Es hat durchaus nichts zu bedeuten“, antwortete Mademoiselle.

Fünftes Kapitel.

Der Zwist.

Es ist, wenn feindselige Gesinnung zwischen Brüdern entsteht, allemal zu beklagen, wenn dieselbe genährt, anstatt gedämpft wird. Mit Anthony und Herbert Dare war leider das Erstere der Fall.

Als der sonnige Maimonat kam, war der Groll zwischen den beiden Brüdern zu einer solchen Höhe gestiegen, daß ihr Vater sich genöthigt sah, sich einzumischen. Das ganze Familienleben ward dadurch gestört und unbehaglich gemacht. Die beiden Brüder sprachen nicht blos selbst bei Tische nicht miteinander, sondern benutzten auch jede sich darbietende Gelegenheit, einander ihre feindselige Gesinnung zu erkennen zu geben. Ein positiver Ausbruch derselben in Gegenwart der Familie hatte noch nicht stattgefunden, stand aber täglich zu erwarten.

Mr. Dare sah, was die ursprüngliche Veranlassung betraf, recht wohl ein, daß sein ältester Sohn allein die Schuld daran trug. Es war unehrenhaft und unmännlich von ihm gewesen, seinen Bruder unter falschen Vorspie-

gelungen zu einem Schritt zu verleiten, der so schlimme Folgen für ihn haben mußte.

Wie die Sache jedoch jetzt stand, fand Mr. Dare Grund, Herbert mehr zu tadeln als Anthony.

„Du bist es, der nicht Ruhe hält, Herbert", sagte er zu ihm. „Wenn Du die Sache nicht immer wieder aufrührtest, so würde Anthony es auch nicht thun."

„Das glaube ich recht gern", antwortete Herbert. „Er hat sich aus der Affaire gezogen und wünscht ganz natürlich, daß es dabei sein Bewenden haben möge."

Vergebens machte Mr. Dare seinen Söhnen wiederholte Vorstellungen. Wohl zehnmal forderte er sie auf, einander die Hand zu geben und sich auszusöhnen. Keiner schien geneigt, diesen Rath zu befolgen. Anthony war mürrisch und verstockt. Er wäre es, wie Herbert sagte, gern zufrieden gewesen, wenn die Sache der Vergessenheit anheim gegeben worden wäre, aber dennoch wollte er auch nicht das kleinste Zugeständniß machen.

Herbert erklärte ebenfalls offen, er werde seinem Bruder nicht die Hand reichen. Wenn Anthony dies wünschte, so möge er erst bezahlen.

Darin lag der ganze Uebelstand — im Bezahlen.

Die nicht bezahlten Wechsel waren ein furchtbarer Pfahl in Herbert's Fleische. Er war verantwortlich und er wußte, daß er jede Stunde zum Wechselarrest gebracht werden konnte.

Gern hätte Mr. Dare, um den Zwist seiner Söhne beizulegen, die Zahlung selbst geleistet, aber er besaß jetzt positiv nicht die Mittel dazu, ja er hatte ohnehin für seine eigene Rechnung mit ernsten Schwierigkeiten zu kämpfen.

Seine Söhne — besonders Anthony — hatten ihm schon viel Noth gemacht und er war es müde geworden, ihnen aus ihren pecuniären Bedrängnissen zu helfen.

Dennoch würde er Herbert wenigstens noch dieses eine Mal beigestanden haben, wenn es in seiner Macht gestanden hätte. Herbert hatte sich dazu verleiten lassen, ohne selbst Nutzen davon zu haben, und sein Vater hätte ihm daher gern geholfen, wenn es ihm möglich gewesen wäre.

Er sagte ihm, er werde sehen, was er vielleicht in einiger Zeit thun könne. Dieses Versprechen aber überhob Herbert nicht seiner jetzigen Bedrängniß und ebenso wenig ward dadurch der Frieden zwischen den feindlichen Brüdern wieder hergestellt.

Wäre Herbert übrigens auch dieser speciellen Verlegenheit entrissen worden, so wäre, da ihm noch eine Menge andere übrig blieben, dieser Umstand doch nur ein leidiger Trost für ihn gewesen.

Es war ein außerordentlich heißer Tag, weit heißer, als es sonst zu dieser Jahreszeit zu sein pflegt, und die Nachmittagssonne schien so glühend auf die Fenster von Mr. Dare's Hause, daß man im Monat Juli anstatt im Mai zu stehen glaubte.

Eine flotte Gesellschaft — wenigstens eine Gesellschaft, die flott gekleidet war — durchschritt die Hausflur, um den Wagen zu besteigen, der an der Thür wartete. Es war Mr. Dare, Mistreß Dare und Adelaide. Mistreß Dare hatte stets eine Vorliebe für auffallend glänzende Toilette gehabt und ihre Töchter hatten diesen Hang von ihr geerbt.

Sie wollten bei einem Freunde diniren, der einige

Meilen von Helstonleigh entfernt wohnte. Die Einladung lautete auf sieben Uhr. Es schlug jetzt bereits sechs, die gewöhnliche Dinerstunde in Mr. Dare's Hause.

Minny, welche von der Sonnenhitze fast verzehrt zu werden schien, hatte sich auf das Ende des Geländers gesetzt, um die Abfahrt zu sehen.

„Du wirst fallen, Kind", sagte Mr. Dare.

Minny lachte und sagte, es sei durchaus keine Gefahr. Sie fragte sich, was ihr Papa wohl denken würde, wenn er sie zuweilen bei ihren Turnkünsten sähe, wie sie z. B. sich rittlings auf das Treppengeländer setzte und sich pfeilschnell auf demselben herabgleiten ließ. Sie wußte es aber in der Regel schon so einzurichten, daß weder er noch Mademoiselle sie sah. Mademoiselle hatte einmal zufällig das Kunststück mit angesehen und ihr sofort zur Strafe eine ganze französische Fabel zum Auswendiglernen aufgegeben.

„Bekommen wir heute Erdbeeren zum Diner, Mama?" fragte Minny.

„Ihr werdet bekommen, was ich angemessen gefunden habe zu bestimmen", entgegnete Mistreß Dare in etwas scharfem Tone. Sie war nicht auf Laune; beim Ankleiden hatte ihr etwas dieselbe verdorben.

„Ich glaube, Ihr könntet mit den Erdbeeren warten, bis die unserigen reif sind, damit wir sie nicht zu so theuern Preisen auf dem Markte kaufen müssen", bemerkte Mr. Dare im Allgemeinen, ohne das Wort an jemand besonders zu richten.

Minny äußerte nichts weiter über diesen Gegenstand.

„Dein Kleid ist in die Höhe geschlagen, Adelaide“, sagte sie.

Adelaide warf einen schmachtenden Blick hinter sich und eine Zofe, welche den Damen die Treppe herabgefolgt war, trat näher und brachte das widerspenstige Kleid in Ordnung. Es war ein prachtvolles Kleid von blaßrothem Atlas.

In diesem Augenblick trat Anthony in die Hausflur. Er kam eben zum Diner nach Hause und sah sehr übelgelaunt aus.

„Ihr werdet ziemlich spät kommen!“ rief er.

„Durchaus nicht. Länger als eine Stunde fahren wir nicht.“

Mistreß Dare und Adelaide rauschten zur Thür hinaus. Mr. Dare stand im Begriff, ihnen zu folgen, als ihm plötzlich etwas einzufallen schien; er drehte sich um und redete Anthony an.

„Sehet zu, daß Ihr Euch nicht mit einander zankt! Hörst Du, Anthony?“

„Ja, ich höre“, entgegnete Anthony mürrisch, ohne sich umzudrehen, und während er seinen Weg die Treppe hinauf nach seinem Zimmer fortsetzte. Wahrscheinlich hörte er das Gebot seines Vaters nur mit Geringschätzung und Verachtung, denn er war einmal gewohnt, alle guten Rathschläge irgend welcher Art zu verschmähen.

Nichtsdestoweniger wäre es gut gewesen, wenn er jetzt darauf geachtet hätte, wenn dieses letzte Wort, welches er zu seinem Vater sprach, ein Wort der Liebe gewesen wäre.

Das Diner war aufgetragen. Anthony führte in Abwesenheit seiner Aeltern den Vorsitz. Rosa nahm stolz und

feierlich den Sitz ihm gegenüber ein und sagte, sie wäre heute Dame vom Hause. Minny antwortete, von ihr dürfe sie nicht hoffen, deswegen mit größerm Respect betrachtet zu werden, und die Gouvernante ersuchte Miß Rosa, nicht so laut zu sprechen. Es waren dies allerdings lauter Bemerkungen, welche der Würde einer „Dame vom Hause" nothwendig Eintrag thun mußten.

Herbert war nicht mit zu Tische. So wenig Ordnung auch die jungen Dares in vielen ihrer Gewohnheiten beobachteten, so fehlten sie doch in der Regel beim Diner nicht.

Minny sprach laut ihr Befremden aus, wo Herbert bliebe. Anthony antwortete, er triebe sich wahrscheinlich irgendwo herum.

„Du meinst, er treibe sich herum?" wiederholte Minny.

„Ja wohl, er treibt sich herum", entgegnete Anthony in ärgerlichem Tone. „Um drei Uhr verließ er das Bureau und hat sich seitdem nicht wieder sehen lassen. Der Alte ging um vier auch fort", setzte er in einem Tone hinzu, welcher zu sagen schien, daß er dies ebenfalls als einen Uebelstand betrachte.

„Wo ging denn Herbert hin?" fragte Rosa.

„Das weiß ich nicht", antwortete Anthony. „Ich weiß blos, daß ich ein doppeltes Maß Arbeit zu verrichten hatte."

Anthony Dare war kein Freund vom Arbeiten, und der Umstand, daß er ein wenig mehr zu thun gehabt, als er zu thun gehabt hätte, wenn Herbert auf seinem Posten geblieben wäre, hatte seinen Groll gegen diesen noch bedeutend gesteigert.

„Warum aber geht Monsieur Herbert fort und überläßt es Ihnen, seine Arbeit zu verrichten?“ fragte die Gouvernante, indem sie die Augen von ihrem Teller zu Anthony emporhob.

„Ich werde nicht unterlassen, diese Frage selbst an ihn zu richten“, entgegnete Anthony.

„Es ist das nicht recht von ihm“, fuhr Mademoiselle fort. „Ich würde seine Arbeit nicht verrichtet haben, Monsieur Anthony.“

„Ich würde es auch nicht gethan haben, wenn ich nicht gemußt hätte“, sagte Anthony, ohne daß der unfreundliche Ausdruck seines Gesichts und seines Zornes sich gemildert hätte. „Es waren Arbeiten, die noch vor Postschluß besorgt werden mußten, und einer unserer Schreiber ist heute in Geschäftsangelegenheiten abwesend.“

Das Diner nahte seinem Ende. Der Diener Joseph zögerte und wußte nicht, ob er den Tisch abdecken sollte.

„Soll die Tafel für Mr. Herbert gedeckt bleiben?“ fragte er.

„Nein“, antwortete Anthony gebieterisch. „Wenn er nicht zu rechter Zeit kommen kann, so muß er sich darein fügen, nichts zu finden.“

„Die Köchin hält das Essen warm, Sir.“

„Dann sage ihr, sie solle sich diese Mühe ersparen.“

Somit ward das Tafeltuch abgenommen und das Dessert aufgetragen. Zu Minny's unaussprechlicher Enttäuschung ergab sich, daß keine Erdbeeren dabei waren. Sie verlor darüber nun ihrerseits auch die gute Laune, stand vom Tische auf und verließ das Zimmer, indem sie erklärte, etwas Anderes werde sie nicht berühren.

Mademoiselle Varsini rief sie zurück und befahl ihr, sich wieder auf ihren Platz zu setzen, denn ein so arger Verstoß gegen die Disciplin dürfe nicht gestattet werden.

Cyrill und Georg, die nicht unter der Zucht der Gouvernante standen, stürzten ein Glas Wein hinunter und eilten fort, um an einer Belustigung theilzunehmen. Es war eine sehr unschuldige. Einige der frühern Königsschüler hatten für diesen Abend eine große Cricketpartie veranstaltet, und Cyrill und Georg gehörten zur Zahl der Spieler.

Wir haben vergessen zu erwähnen, daß Mr. Ashley in seinem strengen Gerechtigkeitsgefühl Cyrill ebenso wie William Halliburton das Vorrecht zugestanden hatte, an fünf Tagen der Woche die Abende zu Hause zuzubringen.

Die Uebrigen blieben bei Tische sitzen — Minny, weil sie gezwungen war, Rosa, um eine unbeschränkte Quantität Orangen zu verzehren, und Mademoiselle Varsini, weil sie es einmal so gewohnt war. Dennoch erhob sie sich heute bald und zog sich mit ihren Schülerinnen zurück, denn Anthony bemühte sich durchaus nicht, ein besonders geselliger Tischgenosse zu sein. Das Dessert hatte er nicht angerührt, doch schien er eine ziemliche Menge Wein zu trinken.

Eben als die jungen Damen das Zimmer verließen, kam Herbert hereingeeilt.

„Na, seht Euch doch vor!" rief er, denn Minny, die nicht auf den Weg achtete, war gerade gegen ihn angerannt.

„Aber Herbert, kannst Du Dich denn nicht vorsehen?" rief sie, schmerzlich sich den Kopf reibend. „Warum kommst Du so spät? Das Diner ist abgetragen."

„Es kann wieder aufgetragen werden", entgegnete Herbert. „Comme il est chaud! N'est-ce pas, Mademoiselle?"

Diese letzten Worte waren an die Gouvernante gerichtet. Rosa schlug über sein schlechtes Französisch ein lautes Gelächter auf und Mademoiselle lächelte.

„Ihre Fortschritte im Französischen gleichen denen, die Sie im Italienischen machen, Monsieur Herbert", rief sie. „Es sind nicht sowohl Fortschritte als vielmehr Rückschritte."

Herbert lachte gutgelaunt. Er wußte nicht, was für einen speciellen Fehler er gemacht hatte, und kümmerte sich auch weiter nicht darum. Die Andern entfernten sich, und er zog die Klingel, um sich sein Diner bringen zu lassen.

„Herbert", rief Minny, noch einmal den Kopf zur Thür hereinsteckend, „Papa sagte, Ihr solltet Euch nicht zanken."

Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn sie es nicht gesagt hätte. Wer weiß es?

Die beiden Brüder waren nun allein. Anthony saß immer noch mürrisch da und verhielt sich bis jetzt schweigend. Er schien die Caraffe mit dem Portwein ausgetrunken zu haben und fing nun mit dem Sherry an. Herbert schlenderte mit der Miene der größten Gleichgültigkeit, die an Verachtung streifte, an ihm vorbei und stellte sich pfeifend vor das geöffnete Fenster.

Der Leser wird sich erinnern, daß dieses Speisezimmerfenster bis auf den Fußboden herabreichte. Das Zimmer war lang und etwas schmal, das Fenster breit und hoch

und so, daß es in der Mitte geöffnet werden konnte. Die Thür befand sich an dem einen Ende des Zimmers, das Fenster an dem andern.

Anthony war auf zu zänkischer Laune, um noch lange zu schweigen. Er begann das Scharmützel damit, daß er Herbert fragte, weshalb er den ganzen Nachmittag nicht wieder in das Bureau gekommen und wo er gewesen sei.

Sein mürrischer, gebieterischer Ton war durchaus nicht geeignet, eine sehr höfliche Antwort zur Folge zu haben.

Herbert gab auch keine solche. Auch er sprach in kurzem, schroffem, kalt herausforderndem Tone. Anthony sei nicht sein Gebieter, sagte er; wäre er dieser, so würde er ihm vielleicht antworten.

Nun folgte ein hitziger Wortwechsel — weiter nichts.

Anthony blieb am Tische sitzen, Herbert stand halb innerhalb, halb außerhalb des Fensters an das Gewände gelehnt.

Als der Diener wieder eintrat, um den Tisch für Herbert zu serviren, waren beide Brüder ruhig. Es war aber blos eine Pause im Sturm.

Joseph schob das Dessert näher nach Anthony's Ende des Tisches und legte das Tischtuch auf das entgegengesetzte Ende. Herbert trat nun ganz in das Zimmer herein.

„Wie lange dauert es denn mit dem Diner, Joseph?“ rief er. „Man sollte meinen, es würde erst bereitet.“

„Die Köchin wärmt es, Sir.“

„Sie wärmt es?“ wiederholte Herbert. „Hätte sie es nicht gleich warm halten können? Sie konnte darauf rechnen, daß ich zum Diner nach Hause kommen würde.“

„Sie hielt es auch warm, Sir, Mr. Anthony befahl aber, daß es vom Feuer hinweggenommen werden sollte."

Der Diener hatte, indem er dies sagte, durchaus nicht die Absicht, Unheil anzurichten. Er dachte nicht daran, daß seine Worte böses Blut zwischen den Brüdern machen würden. Es lag ihm blos daran, sich und seine Mitdienerin, die Köchin, zu rechtfertigen, denn die jungen Dares waren, wenn sie gegen die Dienstleute etwas zu erinnern hatten, durchaus nicht sehr rücksichtsvoll gegen sie.

Herbert wendete sich zu Anthony.

„Wie kannst Du Dich in mein Diner oder sonst etwas mischen, was mich angeht?" rief er.

„Wenn ich es thun will, werde ich Dich nicht erst darum fragen!" entgegnete Anthony in übermüthigem Tone.

In diesem Augenblick verließ Joseph das Zimmer. Er war mit dem Decken fertig und hatte keinen Grund, länger zu verweilen. Besser wäre es vielleicht gewesen, wenn er geblieben wäre. In Gegenwart ihres Dieners würden die Brüder sich nicht zum Aeußersten haben hinreißen lassen.

Nach einer kleinen Weile hallte ein Getöse, als ob beide in der fürchterlichsten Wuth wären, aus dem Speisezimmer durch das ganze Haus. Bis in die Küche, die sich in einem besondern Nebengebäude befand, drang dieses Getöse nicht, die jungen Damen aber hörten es und kamen aus dem Salon herausgeeilt.

Die Gouvernante war in dem Schulzimmer. Der Lärm drang auch bis hierher. Sie trat ebenfalls heraus und sah, wie ihre beiden Schülerinnen sich über das Treppengeländer bogen, um zu horchen. Zu jeder andern Zeit würde sie

ihnen dies verwiesen haben, jetzt aber schlich sie die Treppe hinab und bog sich ebenfalls mit über das Geländer.

„Was gibt es nur?" flüsterte sie.

„Papa sagte doch, sie sollten sich nicht zanken", entgegnete Minny.

Es war ein furchtbarer Zank, dies ließ sich nicht bezweifeln — kein Kinderspiel. Leidenschaftliche Ausbrüche von Wuth folgten dicht auf einander, bald von dem einen, bald von dem andern, bald von beiden. Worte, die nicht für ungewohnte Ohren oder vielmehr für gar kein Ohr sich eigneten, waren laut und weithin vernehmbar.

Die Gouvernante ward bleich und Minny brach in Thränen aus.

„Es sollte jemand hinunter gehen", sagte Rosa. „Minny, geh Du. Sage ihnen, sie sollten ruhig sein."

„Ich fürchte mich", entgegnete Minny.

„Ich auch."

Plötzlich vernahm man eine Explosion, die lauter war als alle vorhergegangenen. Es war ein Getöse, als ob ein schwerer, wuchtiger Gegenstand zur Erde geworfen würde.

War es zu Thätlichkeiten gekommen?

Minny kreischte laut, und in demselben Augenblick sah man Joseph mit einem Präsentirbret und Herbert's gewärmtem Diner darauf herbeikommen.

Seine Nähe schien den Horchenden einen gewissen Grad von Muth einzuflößen, und Rosa und Minny eilten nun die Treppe hinunter, während die Gouvernante folgte.

Herbert hatte von Anthony einen Schlag bekommen, der ihn niedergeworfen hatte. Als Joseph die Thür öffnete, raffte er sich eben wieder auf. Sein todtenbleiches Antlitz

ward von der entsetzlichsten Wuth verzerrt und er riß ein Messer vom Tische und stürzte sich damit auf Anthony.

Joseph war ihm aber zu rasch. Sein Präsentirbret sofort auf den Tisch setzend, fiel er Herbert in den Arm und wendete das emporgehobene Messer abwärts.

„Ums Himmels willen, Sir, besinnen Sie sich!" rief er.

Jetzt sollte er sich besinnen? Nein. Menschen, die sich in einem solchen Zustande wahnsinniger Wuth befinden, können sich nicht besinnen. Joseph hielt den sich Sträubenden fest und das Speisezimmer füllte sich jetzt mit Gekreisch und Schluchzen.

Letzteres ging von Rosa und Minny aus. Diese zogen ihre Brüder bei den Röcken, baten und flehten. Die Dienerinnen kamen aus der Küche herbeigeeilt und die Gouvernante fragte die beiden jungen Männer, ob sie sich nicht vor sich selbst schämten.

Vielleicht war dies der Fall. Wenigstens erreichte der Zank vor der Hand sein Ende. Herbert warf das Messer auf den Tisch und wendete sein noch wuthbleiches Gesicht nach seinem Bruder herum.

„Nimm Dich in Acht!" rief er mit bebender Stimme. „Es ist Dir nicht geschenkt — das schwöre ich Dir!"

Rosa und Minny zerrten Anthony aus dem Zimmer, sonst wäre es schwer zu sagen gewesen, welche Antwort er gegeben hätte und wie heftig der Zank von neuem entbrannt wäre. Gewiß war, daß er mehr Wein getrunken hatte, als für ihn gut war, und sein Temperament ward dadurch in der Regel kein besseres.

Mademoiselle Varsini ging neben ihm her und sprach mit ungemeiner Zungenfertigkeit in französischer Sprache

auf ihn ein. Ob sie ihn bemitleidete oder ausschalt, wußte Anthony nicht. Selbst in seiner besten Laune im Verstehen des Französischen, auch wenn es langsam gesprochen ward, nicht sonderlich geübt, war er in seiner jetzigen Aufregung nicht im Stande, die Bedeutung auch nur eines einzigen Wortes zu fassen.

Er trat in den Salon, warf sich auf ein Sopha und gedachte seine aufgeregte Stimmung durch ein Schläfchen wieder zu beschwichtigen.

Herbert war mittlerweile im Speisezimmer geblieben und suchte sich ebenfalls, so gut als es gehen wollte, zu fassen.

Joseph und die Köchin suchten auf dem Teppich allerlei Trümmer zusammen. Als Joseph sein Präsentirbret in aller Hast auf den Tisch niedersetzte, war nämlich die Schüssel mit den Kartoffeln heruntergefallen, was natürlich für die Schüssel sowohl als für die Kartoffeln nicht ohne Schaden abgegangen war.

Herbert setzte sich und speiste mit gutem Appetit. Seine Gemüthsart war keine verstockte, und wenn eine Sache einmal vorüber war, so konnte er, im Gegensatz zu Anthony, sie bald vergessen. Wären sie sogleich wieder miteinander in Berührung gekommen, so hätte man freilich nicht wissen können, was die Folge gewesen wäre.

Als Herbert mit seiner Mahlzeit fertig war, ging er ebenfalls in den Salon. Joseph war soeben eingetreten und weckte Anthony aus dem Schlafe, in welchen dieser gefallen war.

„Es ist ein Kellner aus dem Stern da, Sir. Er sagt, Lord Hawkesley schicke ihn und ließe melden, die Herren warteten auf Sie.“

„Sage ihm, ich könnte nicht kommen", antwortete Anthony, und sein Ton sowohl als seine Miene verrieth, daß er vollständig übler Laune war. „Ich gehe heute Abend nicht aus. Hier, Joseph!" rief er dem Diener, der sich mit der erhaltenen Antwort entfernen wollte, nach.

„Sir?"

„Nimm diese und bringe mir meine Pantoffeln."

‚Diese' waren seine Stiefel, die er auf nicht sehr artige Weise in Gegenwart der Damen von den Füßen zog und hinter Joseph herschleuderte.

Der Diener bückte sich, um sie aufzuheben, und wollte sie forttragen.

„Heda! Was eilst Du denn so?" begann Anthony wieder. „Trage Lichter in mein Zimmer hinauf und Cognac und kaltes Wasser. Ich werde mir es dort für heute Abend bequem machen. In diesem Zimmer mit seiner gegenwärtigen Gesellschaft ist es nicht auszuhalten."

Diese letzten Worte waren auf Herbert abgezielt. Dieser erwiderte jedoch seltsamerweise nichts darauf. In der That ließ ihm Anthony auch fast keine Zeit dazu. Ehe er noch die Worte völlig ausgesprochen hatte, war er schon zum Zimmer hinaus.

Herbert begann mit höhnischem, trotzigem Blicke zu pfeifen. Es war fast als gewiß anzunehmen, daß der unerquickliche Auftritt noch nicht vorüber sei, und Rosa sprach den Wunsch aus, daß Papa bald nach Hause kommen möchte. Joseph trug Anthony, was dieser gewünscht, in sein Zimmer hinauf und servirte dann in dem Salon den Thee.

Herbert sagte, er werde den seinigen auch hier trinken. Er pflegte dies in der Regel nicht zu thun, und ebenso war

es für Anthony etwas sehr Ungewöhnliches, des Abends nicht auszugehen.

Die Schwestern waren überzeugt, daß die Brüder blos dablieben, um die Feindseligkeiten wieder zu beginnen, und Rosa wünschte nochmals und fast leidenschaftlich die Gegenwart ihres Vaters herbei.

Als man mit dem Thee fertig war, herrschte schon ziemliches Dunkel.

Herbert erhob sich, um das Zimmer zu verlassen.

„Wo wollen Sie hin?" rief Mademoiselle ihm nach.

„Das ist meine Sache", antwortete er in nicht eben höflichem Tone. Vielleicht glaubte er, die Frage ginge von einer seiner Schwestern aus, denn er war schon zur Thür hinaus, als er sie hörte.

„Er geht in Anthony's Zimmer!" rief Rosa und ward sehr bleich, als sie ihn die Treppe hinaufeilen hörte. „O Mademoiselle, was können wir thun? Ich will Joseph rufen."

„Still!" rief Mademoiselle. „Bleiben Sie hier. Ich will hinaufgehen und sehen, was er macht."

Sie stahl sich aus dem Zimmer und die Treppe hinauf mit der Absicht, zu recognosciren. Sie hatte aber keine Zeit dazu.

Herbert kam eben wieder herunter, und sie konnte blos schnell in das Schulzimmer schlüpfen und hinauslugen. Er war augenscheinlich oben gewesen, um seinen Mantel zu holen, denn er warf ihn im Heruntergehen um.

„Den Mantel an einem so heißen Abend wie dieser!" sagte Mademoiselle bei sich selbst. „Er muß sich unkenntlich machen wollen."

Sie lauschte immer noch. Joseph war die Treppe heraufgekommen, um Anthony etwas zu bringen, und Herbert hielt ihn auf und sprach leise mit ihm.

„Also das Speisezimmerfenster laß heute Nacht hübsch offen, Joseph. Ich kann nicht begreifen, wie Du gestern hast so dumm sein können.“

„Ich versichere Ihnen, Sir, ich hatte es offen gelassen wie gewöhnlich“, entgegnete Joseph. „Der Herr muß es selbst zugemacht haben.“

„Na, sieh zu, daß es nicht wieder passirt“, sagte Herbert. „Ich komme wahrscheinlich zwischen zehn und elf Uhr, aber es kann auch später werden, und ich möchte Dich nicht gern wieder herausklingeln.“

Herbert ging nun rasch die Treppe hinab und verließ das Haus auf dem Wege, auf welchem er es, wie es schien, wieder zu betreten beabsichtigte, nämlich durch das Speisezimmerfenster.

Joseph begab sich in Anthony's Zimmer und die Gouvernante kehrte zu ihren ängstlichen Schülerinnen in den Salon zurück.

„A la bonne heure!“ sagte sie zu ihnen. „Monsieur Herbert ist ausgegangen, und ich hörte ihn zu Joseph sagen, er würde erst spät wiederkommen.“

„Nun, dann ist ja alles gut!“ rief Minny und begann vor Freuden im Zimmer umherzutanzen. „Mademoiselle, wie bleich Sie aussehen!“

Mademoiselle hatte sich vor das Theegeschirr auf ihren gewohnten Platz gesetzt und stützte die Wange auf die Hand. Sie sah allerdings ungewöhnlich bleich aus.

„Ich habe auch Grund dazu“, sagte sie zur Antwort

auf Minny's Bemerkung. „Wenn solche Auftritte in diesem Hause öfter vorkämen, so bliebe ich nicht und wenn man meinen Gehalt verdoppeln wollte. Ich habe wieder mein häßliches Kopfweh bekommen und werde zu Bett gehen. Sie fürchten sich doch nicht, allein aufzubleiben, mesdemoiselles?"

„O, nun steht nichts zu fürchten", entgegnete Rosa rasch, denn sie war sehr gern bereit, auf die Gesellschaft ihrer Gouvernante zu verzichten. „Unsertwegen lassen Sie sich nicht abhalten, Mademoiselle."

„Dann will ich auch sogleich gehen", sagte Mademoiselle, wünschte den beiden Mädchen gute Nacht und zog sich in ihr Zimmer zurück.

Sechstes Kapitel.

Anna Lynn's Dilemma.

Es war ein lieblicher Abend — einer jener warmen, stillen Abende, welche der Mai uns zuweilen bringt. Der Tag war außerordentlich heiß gewesen, der Abend war nur wenig kühler, und Anna Lynn lehnte sich über das Pförtchen ihres Gartens, um die Frische der hereinbrechenden Nacht zu athmen. Das grelle Tageslicht wich dem milden Schein des Mondes; die fernen Malvernberge wurden immer undeutlicher; die Lämmer auf dem Felde hatten sich schon längst zur Ruhe niedergelegt, und die Donnerstagabendglocken läuteten traulich von Helstonleigh herüber.

„Wie lange er heute Abend bleibt!" murmelte Anna. „Wenn er nicht bald kommt, so muß ich wieder hinein."

Während sie noch diese Worte bei sich selbst sprach, machte sich in dem Dunkel des Abends eine schwache Bewegung bemerkbar und verrieth Herbert Dare's Ankunft.

Anna sah sich um, ob es keine spähenden Augen an den Fenstern gäbe, und ging ihm dann entgegen.

Er war an dem gewöhnlichen Platze, wo er von einer Hecke gedeckt ward, stehen geblieben. Es war die Hagedornhecke, welche den Garten begrenzte, in welchen Signora Barsini eingestiegen war, um ihre Neugier zu befriedigen. Der Gang war ein schattiger und ruhiger und schien vor Lauschern vollkommen sicher zu sein.

„Du kommst heute sehr spät, Herbert“, rief Anna.

„Ein Glück, daß ich überhaupt noch im Stande war zu kommen“, antwortete Herbert, indem er Anna's Arm in den seinen legte. „Ich glaubte schon, ich würde zu Hause bleiben müssen, um meinen Bruder Anthony zu züchtigen.“

„Um Deinen Bruder Anthony zu züchtigen?“ wiederholte Anna ganz erstaunt.

Herbert erzählte ihr nun zum ersten Male von dem feindseligen Verhältniß, welches zwischen seinem Bruder und ihm herrschte. Die specielle Ursache dieser Feindseligkeit bezeichnete er nicht, sondern sagte einfach, Anthony habe sich schlecht gegen ihn benommen und ihn in Unannehmlichkeiten und Verlegenheit gebracht.

Anna war ganz Theilnahme. Hätte Herbert auch gesagt, die Schuld läge an ihm und nicht an Anthony, so würde sie ihm dennoch ihre ungetheilte Sympathie geschenkt haben. Sie hielt Herbert für alles, was gut, groß und würdig war. Den ältern Bruder dagegen konnte sie nicht leiden, so wenig sie ihn übrigens auch kannte.

„Aber, Herbert“, sagte sie, „am Ende wird er Dir einmal heimlich etwas zufügen, wenn Du nicht vorbereitet darauf bist.“

„Möge er es thun“, entgegnete Herbert gleichgültig. „Ich kann mich schon wehren. Ich bin stärker als er. So viel aber weiß ich, einer von uns beiden muß das Haus meines Vaters verlassen und sich anderswo eine Wohnung suchen. Beisammen können wir nicht länger bleiben.“

„Dann würde wohl er das Haus meiden müssen, nicht wahr, Herbert? Dein Vater würde nicht so ungerecht sein, Dich um Deines Bruders willen fortzuweisen.“

„Das weiß ich doch nicht“, sagte Herbert. „Ich glaube vielmehr, ich werde es sein, welcher gehen muß. Anthony ist der älteste Sohn und der Liebling meiner Mutter.“

Anna hob in ihrer unschuldigen Ueberraschung den Kopf empor. Anthony sollte der Liebling sein, während ein Herbert existirte? Eine solche Anomalie war ihr unbegreiflich.

So sich in ihr Gespräch vertiefend, achteten die Beiden nicht auf den Flug der Zeit. Während eines Augenblicks des Schweigens und als sie einmal stehen geblieben waren, hörten sie von der Stadt her die sogenannte Zehnuhrglocke läuten, eine Glocke, welche jeden Abend zehn Minuten vor zehn Uhr über die Stadt dröhnte.

Dieser Schall machte Anna stutzig. Sie war schon länger geblieben, als sie sonst zu thun pflegte.

„Noch einen Augenblick, Anna!“ rief Herbert, als sie ihm entfliehen wollte. „So brauchst Du nicht zu eilen. Hester wird an einem so warmen Abend wie dieser noch nicht zu Bett gehen wollen. Ich wünschte von Dir jenes Buch zurück zu haben, wenn Du damit fertig bist. Es ist nicht mein und man hat es mir wieder abverlangt.“

Anna war im Grunde genommen sehr gern bereit, das Buch wieder zurückzugeben. Es war „Moore's „Lalla Rookh" und Anna hatte, während sie es gelesen, in fortwährender Furcht geschwebt, daß es in Folge eines unglücklichen Zufalls Patience zu Gesicht kommen könnte. Sie für ihre Person fand allerdings großen Gefallen daran. Sie hatte gewisse Stellen wohl hundertmal gelesen; dieselben besaßen für sie einen seltsamen Zauber, aber dabei argwöhnte sie doch, daß weder das Buch noch die Lectüre desselben von Patience gutgeheißen werden würde.

„Ich will es Dir sofort herausholen, Herbert, wenn es mir möglich ist", sagte sie hastig. „Wo nicht, so gebe ich es Dir morgen."

„Nur nicht so schnell, junge Dame", sagte Herbert lachend, indem er sie festzuhalten suchte. „Du kommst vielleicht nicht wieder. Ich will Dir lieber gleich jetzt gute Nacht wünschen."

„Nein, laß mich gehen! Was wird Hester sagen!"

Und dem Abschiedsgruß kaum einen Augenblick widmend, eilte Anna mit flüchtigem Fuße nach dem Gartenthor. Von dem Augenblick an aber, wo sie sich innerhalb dieser Schranke befand und den Schlüssel umgedreht hatte, begann sie — die kleine Heuchlerin! — langsam zu gehen, nach dem Himmel emporzuschauen, die Bäume zu betrachten und sich, wie es schien, so wenig zu beeilen, als ob die Zeit zum Schlafengehen noch drei Stunden entfernt wäre. Sie hatte Hester Dell unter der Hausthür stehen sehen.

„Kind", sagte Hester in ernstem Tone, „Du solltest nicht so lange ausbleiben."

„Aber es ist heute Abend so warm, Hester!"

„Du sollst aber nicht aus dem Garten hinausgehen. Patience will es nicht. Du solltest jetzt schon im Bett liegen. Patience's Schlaftrunk ist nicht gekommen.“

„Ihr Schlaftrunk ist nicht gekommen?“ wiederholte Anna überrascht.

„Nein. Ich habe jeden Augenblick erwartet, daß der Laufbursche des Arztes pochen würde, sonst hätte ich Dich schon aufgesucht. Freund Parry muß es vergessen haben.“

„Ja wohl, er muß es vergessen haben“, sagte Anna, indem sie sich zugleich im Stillen vornahm, dem Knaben für seine Saumseligkeit einen Sixpence zu geben. „Die Medicin kommt sonst immer des Morgens. Wird Patience auch so schlafen?“

„Ich fürchte, sie wird nicht schlafen können. Was meinst Du? Wie wäre es, wenn ich schnell darnach liefe?“

„Ja, thue das, Hester.“

Sie gingen in das Haus hinein und Hester machte die Hinterthür zu und verschloß dieselbe. Dann nahm sie ihr Umschlagetuch um, setzte ihren Hut auf und ging zur Vorderthür hinaus, als es eben zehn schlug.

„Es ist zehn Uhr, Kind“, sagte sie zu Anna. „Geh nur immer zu Bett. Du brauchst nicht zu warten. Ich werde den Hausschlüssel mitnehmen und mir selbst öffnen.“

„O Hester, ich möchte jetzt noch nicht zu Bett gehen“, entgegnete Anna mißmuthig. „Es ist ein so schöner Sommerabend.“

„Aber Du thätest besser, wenn Du gingest, Kind“, mahnte Hester. „Patience hat mich schon einigemal ausgescholten, weil ich Dich so lange wach bleiben lasse. Sie wird Deinem Vater eine schöne Litanei vorsingen, wenn

er wiederkommt! — Gehe also nur zu Bett. Dein Licht steht hier auf dem Marmortischchen. Gute Nacht."

Mit diesen Worten ging Hester, schloß die Thür fest zu und nahm den Schlüssel mit.

Anna, die fest überzeugt war, daß die Vergeßlichkeit Freund Parry's oder seines Laufburschen ein vom Schicksal ausdrücklich zu ihren Gunsten gefügter Zufall sei, ging leise in das sogenannte „gute" Zimmer, um das Buch aus ihrem schönen Arbeitstische zu nehmen.

Das Zimmer war aber finster und Anna konnte ihre Schlüssel nicht finden. Sie glaubte, sie habe dieselben eben auf diesem Arbeitstische liegen lassen, aber mochte sie darnach herumtasten, wie sie wollte — sie waren nicht da.

Mit einem leisen Ausruf der Ungeduld und der Furcht, daß trotz aller ihrer Eile Herbert Dare am Ende fortwäre, ehe sie mit dem Buch wieder hinauskäme, ging sie in die Küche, zündete das Licht, von welchem Hester gesprochen, an und trug es in das Zimmer.

Ihre Schlüssel lagen auf dem Kaminsims. Sie schloß das Schubfach auf, nahm das Buch heraus, blies das Licht aus und lief durch den Garten nach dem Feld.

Wäre sie eine Minute später gekommen, so wäre Herbert fortgewesen. Er stand eben im Begriff zu gehen. Er hatte überhaupt gar nicht erwartet, Anna wiederzusehen.

„Hast Du es doch möglich gemacht, noch einmal zu kommen?" rief er überrascht.

„Hester ist ausgegangen", entgegnete Anna. „Freund Parry hat vergessen, Patience's Medicin zu schicken und Hester ist nun darnach gegangen. Denke Dir nur, Herbert! Wenn Hester nicht erwartet hätte, daß Freund Parry's

Laufbursche an die Thür pochen würde, so wäre sie herausgekommen, um mich zu suchen! Wenigstens sagte sie es. Ich darf niemals wieder so lange bleiben. Hier ist das Buch — ich danke Dir. Es thut mir leid, und dennoch bin ich auch froh, daß ich es Dir zurückgebe."

„Aber ist das nicht ein Widerspruch?" fragte Herbert lächelnd. „Ich weiß nicht, warum es Dir leid thun oder warum Du froh sein solltest — beides zugleich scheint mir unerklärlich."

„Es thut mir leid, daß ich es hergeben soll. Es ist das reizendste Buch, welches ich je gelesen, und wenn Patience nicht wäre, so hätte ich es lieber ganz behalten", entgegnete Anna begeistert. „Ich fürchtete aber immer, Hester könne es finden und dann hinauf zu Patience tragen. Diese wäre sicherlich darüber sehr böse geworden und hätte es vielleicht später meinem Vater erzählt. Deshalb bin ich eben froh, daß ich es Dir wieder zurückgegeben habe."

„Aber warum hast Du es nicht eingeschlossen?" fragte Herbert.

„Allerdings hatte ich es eingeschlossen — in meinen Arbeitstisch. Ich vergesse aber immer meine Schlüssel einzustecken — ich lasse sie überall umherliegen. Ich wäre schon eher damit wieder dagewesen, aber ich konnte die Schlüssel nicht sogleich finden."

Anna war jetzt in keiner sehr großen Hast. Hester brauchte zu ihrem Wege volle zwanzig Minuten und deshalb war es nicht nöthig, daß Anna sich allzu sehr beeilte. Sie wußte allerdings, daß die Stunde, wo sie gewöhnlich schlafen ging, vorüber war, und daß Patience — wenn dieselbe nicht vielleicht glücklicherweise eingeschlafen war — sich

wundern würde, warum sie nicht zu ihr hineinkäme, um ihr gute Nacht zu wünschen.

Diese Erwägungen aber ließ Anna, die sich ganz dem Vergnügen hingab, noch länger über das Buch zu sprechen, in den Hintergrund treten. Sie erzählte Herbert, sie habe die Bilder copirt, sie müsse aber dieselben an einem sichern Ort unterbringen, ehe Patience wieder auf den Füßen wäre.

„Jetzt sage mir, welche Zeit es ist", unterbrach sie sich plötzlich in ihrem Geplauder.

Herbert zog seine Uhr heraus und hielt das Zifferblatt gegen den Mond.

„Es ist zwölf Minuten über zehn."

„Dann muß ich wieder hinein", sagte Anna. „In zwanzig Minuten kann Hester wieder dasein und sie darf mich nicht wieder abwesend finden."

Herbert begleitete sie bis an das Gartenthor. Beide gingen langsam und plauderten immer noch. Er ging mit ihr zu dem Gartenthor hinein, ohne daß Anna etwas dagegen einwendete. Es stand nicht zu befürchten, daß er gesehen würde. Patience lag so fest in ihrem Bett, als ob sie mit Ketten daran geschlossen wäre, und Hester konnte nicht wohl schon wieder zurück sein.

Als sie an die Thür kamen, die noch geschlossen war, wie Anna sie verlassen, bot Herbert ihr die Hand.

„Nun muß ich Dir wohl für heute das letzte Mal gute Nacht sagen, Anna", sagte er in leisem Tone.

„Ja, das mußt Du. Ich muß noch einmal den Garten hinuntergehen, um das Thor hinter Dir zuzuschließen.

In kaum drei oder vier Minuten kann Hester dasein. Gute Nacht, Herbert."

„Laß mich Dich erst hineingehen sehen", sagte Herbert, indem er seine Hand an den Thürgriff legte, um zu öffnen.

Aber er konnte die Thür nicht öffnen; der Griff widerstand seinen Bemühungen.

„Hast Du zugeschlossen, Anna?" fragte er.

Anna lächelte über seine vermeinte Ungeschicktheit.

„Du drehst wahrscheinlich verkehrt, Herbert. Schau her!"

Sie zog seine Hand hinweg, um Platz für die ihrige zu machen, und drehte den Griff leise nach der entgegengesetzten Richtung — das heißt, sie versuchte ihn zu drehen. Aber sie konnte ihn ebenso wenig drehen, als Herbert Dare es im Stande gewesen war. Ein plötzlicher Schrecken bemächtigte sich ihrer, und sie gewann sofort die Ueberzeugung, daß Hester Dell schon wieder da sei und sie herausgesperrt habe.

Und so war es auch. Hester Dell war noch nicht weit von dem Hause hinweg, als ihr der mit seinem Medicinkorbe herbeieilende Laufbursche des Doctors begegnete.

„Ich wollte eben darnach kommen", sagte Hester zu ihm. „Warum bleibst Du so lange?"

„Der Doctor ward heute Morgen abgerufen, ehe er Zeit gehabt hatte, die Medicin zu bereiten, und ist soeben erst wiedergekommen", antwortete der Bursche. „Besser spät als niemals", setzte er etwas naseweis hinzu.

„Ja, das ist wahr", stimmte Hester bei, die selten eine andere als schüchterne und sanfte Antwort gab. Und damit kehrte sie wieder um und öffnete die vordere Hausthür mit dem mitgenommenen Schlüssel.

In dem Hause schien alles noch so zu sein, wie sie es verlassen, ausgenommen, daß Anna's Licht von dem Marmortischchen in der Hausflur verschwunden war.

„Das ist recht — das Kind ist zu Bett“, sagte sie bei sich selbst.

Sie schickte sich nun an, auch zu Bett zu gehen; in dem Hause des Quäkers ward zeitig schlafen gegangen und zeitig aufgestanden. Hester hatte jetzt weiter nichts zu thun, als Patience ihren Schlaftrunk zu reichen.

„Ich will doch erst“, fuhr sie immer mit sich selbst sprechend fort, „nachsehen, ob ich die Hinterthür verschlossen habe.“

Sie ging hin, probirte die Thür und fand, daß dieselbe nicht verschlossen war. Sie wunderte sich darüber, denn sie glaubte ganz bestimmt sie verschlossen zu haben, dachte sich aber weiter nichts dabei, sondern verschloß sie nun nochmals und zog den Schlüssel ab. Dann ging sie zu Patience hinauf. Diese lag einsam und gelangweilt bei ihrem Nachtlichte und wendete die Augen nach Hester, als dieselbe eintrat.

„Du dachtest wohl schon, wir hätten Dich vergessen“, sagte Hester. „Freund Parry ist den ganzen Tag nicht zu Hause gewesen, sagte sein Bursche, der die Arznei erst diese Minute gebracht hat.“

„Wo ist Anna?“ fragte Patience.

„Zu Bett.“

„Warum ist sie nicht erst, wie gewöhnlich, zu mir gekommen?“

„Ist sie nicht dagewesen?“

„Nein, ich habe sie den ganzen Abend nicht gesehen."

„Sie hat vielleicht geglaubt, Du schlummertest schon", bemerkte Hester, indem sie den Schlaftrunk brachte, den sie in ein Weinglas gegossen. Weiter sagte sie nichts. Im Stillen dachte sie, Anna habe den Besuch mit Fleiß unterlassen, weil sie gefürchtet, ausgescholten zu werden, daß sie so spät zu Bett ginge, denn ihre gewöhnliche Stunde war halb zehn Uhr.

Auch Patience sagte weiter nichts. Sie war der Meinung, Anna könne wohl etwas weniger undankbar sein. Sie nahm ihren Trank und Hester ging zu Bett.

Und die arme Anna? Ihr Entsetzen, ihre Bestürzung zu beschreiben, wäre ein nutzloser Versuch. Die Thüren waren verschlossen, die Fenster ebenfalls. Herbert Dare versuchte sie zu beruhigen, aber sie wollte sich nicht beruhigen lassen. Sie setzte sich auf die Stufe der Hinterthür und weinte bitterlich. Ihre ganze Furcht drehte sich um die entsetzliche Strafpredigt, die Patience ihr halten würde, wenn sie etwas erführe, und um die noch schlimmern Folgen, wenn Patience es ihrem Vater sagte.

Wir müssen Herbert Dare die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß ihm Anna's Dilemma sehr zu Herzen ging. Hätte er ihr dadurch Einlaß verschaffen können, daß er den Schornstein hinabgeklettert oder sonst auf einem abenteuerlichen Wege in das Haus eingedrungen wäre, um ihr sodann die Thür zu öffnen, so würde er es gethan haben.

„Weine nicht, Anna", bat er. „Weine nicht, ich werde Dich schützen. Es soll Dir kein Leid widerfahren. Ich bleibe bei Dir."

Je mehr er aber sprach, desto mehr weinte sie, fast wie ein kleines Kind. Hätte Herbert Dare verstanden, Glas ohne Geräusch zu zerbrechen, so hätte er eine Scheibe des Küchenfensters eingestoßen und dasselbe dann geöffnet. Anna, die in immer größere Angst gerieth, bat ihn, dies ja nicht zu versuchen, weil Hester dadurch aus dem Schlafe geweckt werden würde.

„Aber Du wirst frieren, Kind, wenn Du die ganze Nacht hier bleiben sollst!“ machte er ihr vorstellig. „Du fröstelst jetzt schon.“

Anna fröstelte in der That, hauptsächlich aber vor Aufregung und Furcht. Herbert meinte, es werde am besten sein, wenn er Hester dreist herauspoche, und er forderte Anna dringend auf, ihn dies thun zu lassen.

Dieser Vorschlag setzte aber Anna in größere Angst als alles Vorhergegangene. Nach ihrer Meinung ließ sich gar nichts thun.

Wie lange sie so dasaß, weinend und fröstelnd und allen Trost und alle Vernunftgründe von sich weisend, wußte sie nicht. Es kam ihr vor, als wäre schon die halbe Nacht vorüber. Man darf aber nicht vergessen, daß Anna die Zeit nach ihrem Gemüthszustande, nicht nach der Uhr berechnete.

Plötzlich durchzuckte sie ein Gedanke wie ein Lichtstrahl.

„Das Speisekammerfenster ist ja da!“ rief sie plötzlich, ihren Thränen Einhalt thuend. „Wie habe ich nur das vergessen können! Dieses Fenster hat kein Glas und Du bist stark genug, um das Drahtgeflecht einzustoßen.“

Von diesem Speisekammerfenster hatte Herbert Dare nichts gewußt. Es befand sich an der Giebelseite des Hauses

und war von dichtem Gebüsch umgeben. Es war ein viereckiges Fenster mit einem Drahtgeflecht anstatt des Glases.

Herbert brach sich Bahn durch das dichte Gesträuch fand aber, daß es eine schwierige und zeitraubende Aufgabe sein würde, durch dieses Fenster in das Haus zu gelangen. Das Fenster war ziemlich hoch über dem Boden angebracht und der Draht stark. Anna saß auf der Thürstufe, ohne sich zu rühren und es ihm überlassend, hineinzukommen, wenn es ihm möglich wäre. Ihre Thränen rannen immer noch. Ihr Gehirn ward von den furchtbaren Visionen gemartert, die in Bezug auf Patience's Zorn darin auftauchten, und die Nacht rückte immer weiter vor.

„Anna!" rief Herbert endlich leise.

Sie hätte einen Jubelruf ausstoßen können, während sie aufsprang. Er war glücklich zu dem Speisekammerfenster hineingestiegen, hatte den Weg zu dem Küchenfenster gefunden, dieses leise geöffnet und rief nun Anna.

Es galt immer noch einige Schwierigkeiten zu überwinden, aber endlich stand Anna mit Herbert's Beistand wohlbehalten in der Küche ohne weitere Beschädigung als einen großen Riß in ihrem Kleide.

Mittels seines Taschenfeuerzeugs hatte Herbert Licht angezündet.

Anna setzte sich auf einen Stuhl nieder, und ihr schönes Antlitz strahlte durch ihre Thränen hindurch.

„Wie soll ich Dir jemals danken?" rief sie.

Herbert betrachtete mit halb ernstem, halb komischem Ausdruck seine Finger. Der Draht hatte dieselben an vielen Stellen verwundet und sie bluteten.

„Ich wäre schneller hineingekommen, wenn ich ein Loch



in die Mitte des Drahtgeflechts gestoßen hätte", bemerkte er, „aber dies würde nothwendig Verdacht erweckt haben. Deswegen löste ich den Draht an der Seite aus dem Rahmen und habe ihn, so gut ich konnte, wieder hineingedrückt. Vielleicht wird es nicht bemerkt."

„Wie soll ich Dir jemals danken?" wiederholte Anna.

„Du weißt nun, was Du zu thun hast, Anna", sagte er. „Ich werde jetzt zum Fenster hinaussteigen und mich auf den Heimweg machen. Du wirst es hinter mir schließen. Ich würde dies, nachdem ich hinaus bin, selbst thun, aber es würden dann Blutflecken von meinen Fingern an dem Rahmen zurückbleiben. Wenn Du die Küche verläßt, so vergiß nicht, den Schlüssel der Thür von außen umzudrehen. Ich fand ihn so. Verstehst Du mich? Und nun leb wohl, meine kleine herausgesperrte Prinzessin. Sage nicht, ich hätte nicht Wunder für Dich gethan, wie die guten Genien in den Feenmärchen."

Sie ergriff vor Freuden seine Hand und sah ihn mit dankerfülltem Blicke an. Herbert Dare bückte sich herab und küßte das zu ihm emporgewendete Gesicht. Vielleicht glaubte er, er habe diesen Lohn redlich verdient. Dann schwang er sich zu dem Fenster hinaus und freute sich, daß er im Stande gewesen war, Anna aus ihrem Dilemma zu reißen.

Am andern Morgen früh, als noch viele Bewohner Helstonleighs der süßen Ruhe pflegten, machte ein furchtbares Gerücht die Runde durch die Stadt — das Gerücht, Anthony Dare sei in der Nacht von seinem Bruder Herbert ermordet worden.

Siebentes Kapitel.

Der Schreck.

Die so still und ruhig im Mondschein daliegenden Straßen von Helstonleigh erdröhnten plötzlich von dem Gerassel eines durch sie hinrollenden Wagens. Es war ein Wagen, der von auswärts kam.

Es fehlten nur noch wenige Minuten an zwei Uhr nach Mitternacht, und es war daher sicherlich für alle soliden Leute die höchste Zeit, zu Bett zu gehen.

In dem Wagen saßen Mr. Dare, seine Gattin und seine Tochter. Dieselben waren, wie der Leser sich erinnern wird, zu einer Tischgesellschaft auf dem Lande gefahren. Auf das Diner war eine Soirée gefolgt, und es war daher beinahe ein Uhr, als sie das Haus ihres Freundes wieder verließen.

Es fehlten nur noch fünf Minuten an zwei Uhr, als der Wagen endlich vor Mr. Dare's Hause hielt und der schläfrige Joseph die Thür öffnete.

„Alles zu Bett?“ fragte Mr. Dare, indem er in die Hausflur hineineilte.

„Ich glaube, Sir“, antwortete Joseph in so nachlässigem Tone, als er sprechen konnte. Mr. Dare meinte, wie er wohl wußte, seine Söhne, und da Joseph in diesem Punkte seiner Sache durchaus nicht sicher war, so wünschte er fernern Fragen auszuweichen.

Zwei der Dienerinnen kamen herbei — das Kammermädchen, wie man sie gewöhnlich nannte, und Betsy. Letztere war keine Andere als unsere alte Freundin Betsy Carter, früher ‚Mädchen für alles‘ bei Mistreß Halliburton und jetzt zur Würde eines sehr stattlichen Hausmädchens bei Mistreß Dare emporgestiegen.

Die beiden Mädchen waren aufgeblieben, um Mistreß Dare und Adelaide auszukleiden.

Mr. Dare hatte schon seit langen Jahren die Gewohnheit, noch eine Pfeife zu rauchen, ehe er zu Bett ging. Es war ihm dies zu einem unabweisbaren Bedürfniß geworden. Mochte er nun in Geschäften oder zum Vergnügen ausgewesen sein, so mußte er, wenn er nach Hause kam, mochte es so spät sein, als es wollte, erst noch seine Pfeife rauchen.

„Wie warm es ist!“ rief er, indem er seinen Rock abwarf. „Laß die Thür offen, Joseph. Ich will mich hinaussetzen. Bring mir meine Pfeife.“

Joseph suchte die Pfeife an ihrem gewohnten Orte, fand sie aber nicht. Es war eine kleine, schöne Pfeife mit Silber beschlagen und mit Bernsteinspitze. Die Tabakbüchse stand da, die Pfeife aber sah Joseph nicht.

„Ach, jetzt fällt es mir ein!“ rief Betsy. „Der Herr hatte sie gestern Abend in dem Speisezimmer liegen lassen und ich legte sie, als ich heute Morgen das Zimmer auf-

räumte, unter den Seitentisch, um sie später an ihren Ort zu tragen. Ich will sie sogleich holen."

Mit diesen Worten nahm sie dem Diener das Licht aus der Hand und ging rasch in das Speisezimmer. Noch viel rascher aber kam sie wieder heraus. Sie faßte Joseph krampfhaft beim Arme und stieß dann ein gellendes Geschrei aus, welches durch das ganze Haus hallte.

Mr. Dare kam sogleich herbei.

„Was ums Himmelswillen gibt es denn, Mädchen?" rief er. „Hast Du ein Gespenst gesehen?"

„O Sir! O Joseph, halte mich! Mr. Anthony liegt da drinnen — todt!"

„Rede nicht so einfältig", entgegnete Mr. Dare und sah Betsy mit großen Augen an.

Joseph bezeichnete die geistigen Eigenschaften des Mädchens mit einem noch weniger schmeichelhaften Ausdruck und schüttelte sie von sich. Aber gleichzeitig stieg auch in seiner Erinnerung das Bild des vergangenen Abends auf — der Zwist, die Drohungen, die Gewaltthätigkeiten zwischen Anthony und Herbert, und es bemächtigte sich seiner eine seltsame Furcht.

„Sei still, Du alberne Gans!" flüsterte er Betsy mit kaum hörbarer Stimme zu und ward plötzlich so schüchtern, daß er dadurch seine eigene Furcht nur allzu deutlich verrieth. „Ich will hineingehen und sehen."

Damit nahm er das Licht und ging in das Speisezimmer hinein.

Mr. Dare folgte.

Das Schlimmste, was dieser sich dachte, war, daß Anthony wahrscheinlich mehr getrunken habe, als er vertra-

gen könne, und hülflos in dem Speisezimmer zu Boden gesunken sei. Er wußte, daß Anthony sehr leicht nach dieser Richtung hin ausschweifte. Nur erst vor wenigen Wochen — doch lassen wir dies, es hat jetzt nichts mit unserer Erzählung zu schaffen.

Am Ende des Zimmers in der Nähe des Fensters lag jemand auf dem Boden, nicht dicht am Fenster, sondern innerhalb des Raums zwischen der obern Ecke des Speisezimmers und dem Winkel, der durch die beiden Seiten des Zimmers gebildet ward.

Es war allerdings Anthony. Er lag auf der Seite, mit zurückgeworfenem Kopf und emporgewendetem Gesicht — einem entsetzlichen Gesicht, bei dessen Anblick dem armen Joseph das Blut fast in den Adern erstarrte. Es war dasselbe Gesicht, vor welchem Betsy erschrocken die Flucht ergriffen hatte.

„Er ist mausetodt!" flüsterte Joseph schaudernd seinem Herrn zu.

Dieser, dem das Herz still zu stehen schien, bückte sich beim Schein des Lichtes über seinen Sohn.

Anthony schien nicht blos todt, sondern auch schon kalt zu sein. Trotz seines furchtbaren Schreckens dachte Mr. Dare dennoch daran, daß es gut sein würde, seiner Gattin und seiner Tochter diesen Anblick womöglich zu ersparen.

Beide waren, durch Betsy's Geschrei stutzig gemacht, die Treppe heruntergekommen und eilten jetzt in das Speisezimmer hinein.

„Zurück! zurück!" rief Mr. Dare, ihnen abwehrend die Hände entgegenstreckend. „Adelaide, Du darfst nicht herein! Julie", setzte er zu seiner Gattin im Tone innig

flehender Bitte hinzu, „geh hinauf und laß Adelaiden nicht wieder herunter.“

Halb zog, halb führte er sie durch die Hausflur. In ihrem ganzen Leben hatte Mistreß Dare sein Gesicht noch nicht so gesehen wie jetzt — es war ein Gesicht des Entsetzens. Auch ihr Herz ward von banger Furcht erfüllt, obschon sie nicht wußte, um was es sich eigentlich handle, denn sie hatte bisjetzt Anthony's Namen in Verbindung damit noch nicht nennen hören.

„Was gibt es?“ fragte sie, indem sie sich an das Treppengeländer hielt. „Was gibt es in dem Speisezimmer?“

„Ich weiß es selbst noch nicht“, stammelte Mr. Dare mit bleichen Lippen. „Geht hinauf! Adelaide, geh mit Deiner Mutter hinauf.“

Ein lautes Gekreisch bewog ihn, stehen zu bleiben. Während er seine Gattin und seine Tochter vor dem plötzlichen Schrecken zu schützen suchte, war das Kammermädchen, die ihrer Neugier nicht mehr widerstehen konnte, in das Speisezimmer geschlüpft und lugte über Joseph's Schulter.

Was sie erwartet hatte zu sehen, hätte sie vielleicht selbst nicht sagen können, das aber, was sie sah, überstieg ihre abenteuerlichsten Befürchtungen in so hohem Grade, daß sie, alles Andere vergessend, ein wildes Gekreisch nach dem andern ausstieß.

Es folgte nun ein Auftritt der größten Verwirrung. Mistreß Dare versuchte sich mit Gewalt den Weg in das Zimmer zu bahnen; Adelaide kreischte, sie wußte nicht worüber; Betsy begann in unzusammenhängenden Worten Mr. Anthony, den sie beim Namen nannte, zu beklagen.

Und die Schlafenden oben kamen zitternd und bleich

aus ihren Zimmern, nachdem sie irgend ein Gewand, welches ihnen zuerst in die Hände fiel, übergeworfen.

Mr. Dare stellte sich mit dem Rücken gegen die Thür des Speisezimmers.

„Zurück, Mädchen! Julie, ich bitte Dich um Gotteswillen, kehre um! Mademoiselle, sind Sie es? Haben Sie die Güte, zu bleiben, wo Sie sind, und halten Sie Rosa und Minny zurück."

„Mais, qu'est-ce? que c'est donc?" rief Mademoiselle in ihrer Neugier und ihrem Schrecken in der Sprache, die ihr am geläufigsten war und ohne auf Mr. Dare's Befehl sonderlich zu achten. „Y a-t-il du malheur arrivé?"

Betsy näherte sich ihr. Sie betrachtete sie als eine Person, der sie, weil sie nicht zur Familie gehörte, ihr übervolles Herz ausschütten könnte. Derselbe Gedanke kam ihr in Bezug auf Joseph ein.

„Der arme Mr. Anthony liegt todt dadrinnen, Mamsell!" flüsterte sie. „Mr. Herbert muß ihn umgebracht haben."

Mademoiselle erhob nun ebenfalls ein entsetzliches Gekreisch. Ohne auf Mr. Dare's Worte oder die Unzulänglichkeit ihres Costüms, welches aus einem sogenannten peignoir und einer schlichten Nachthaube bestand, zu achten, eilte sie hinab in die Hausflur und schlüpfte, den Umstand, daß Mr. Dare einen Augenblick lang von der Thür gewichen war, benutzend, in das Speisezimmer. Auch einige der Andern schlüpften hinein und nun folgte ein Auftritt grenzenloser Verwirrung.

Gattin, Gouvernante, Dienstleute und Kinder bildeten zusammen einen Strom, welchem Mr. Dare sich

umsonst entgegenzustemmen suchte. Mademoiselle ging stracks auf den Niedergestreckten zu, warf einen einzigen Blick auf ihn und taumelte zurück an die Wand.

„C'est vrai!“ murmelte sie. „C'est monsieur Anthony!“

„Ja, es ist Anthony“, flüsterte Mr. Dare schaudernd. „Ich fürchte — ich fürchte, es ist eine Gewaltthat an ihm verübt worden.“

Die Gouvernante athmete mit Mühe. Sie sah fast ebenso geisterhaft aus wie das emporgewendete Gesicht des Entseelten.

„Aber warum sollte das geschehen sein?“ fragte sie. „Wer hat es gethan?“

Ja, wer hatte es gethan? Joseph's bleiches Gesicht schien zu sagen, er könne den Thäter nennen, wenn er es nur wagen dürfte. Cyrill sprang in das Zimmer hinein und ergriff seinen Bruder beim Arme, ließ ihn aber sofort wieder fallen.

„Er ist starr und steif!“ keuchte er. „Ist er todt, Vater? ist er todt?“

Mr. Dare führte Joseph aus dem Zimmer — durch die Hausflur nach der Thür. Er war so aufgeregt, daß er kaum wußte, was er that.

„Schnell, schnell“, sagte er; „hole den nächsten Arzt herbei!“

„Sir“, flüsterte Joseph, indem er sich, sobald er sich außerhalb der Thür befand, herumdrehte, und seine Aufregung schien ebenso groß zu sein als die seines Herrn — „ich fürchte, Mr. Herbert hat dies gethan.“

„Warum?“ fragte Mr. Dare heftig.

„Die beiden jungen Herren hatten gestern Abend einen fürchterlichen Zank, Sir. Mr. Herbert hatte ein Messer ergriffen und wollte sich damit auf seinen Bruder stürzen. Ich kam gerade noch Zeit genug dazu, um Blutvergießen zu verhindern, sonst wäre es vielleicht schon da geschehen."

Mr. Dare unterdrückte ein Stöhnen.

„Geh schnell, Joseph, und hole einen Arzt", sagte er. „Vielleicht ist noch Rettung möglich. Doctor Milbank wohnt am nächsten. Wenn er zu Hause ist, so bring ihn mit; ist er nicht zu Hause, so hole irgend einen andern."

Joseph holte nicht erst seinen Hut, sondern eilte über den Rasenplatz und erreichte das Gitterthor gerade in dem Augenblick, wo eine Chaise vorüberfuhr. Bei dem Scheine der Gaslaterne sah Joseph, daß Mr. Glenn, der Chirurg, darin saß. Sein Diener fuhr ihn. Er hatte noch einen späten Krankenbesuch über Land zu machen gehabt. Joseph schrie ihm zu und die Chaise hielt.

„Was gibt's, Joseph?" fragte Mr. Glenn. Ist jemand krank geworden?"

Seltsamerweise war Mr. Glenn der Hausarzt der Familie Dare. Joseph erklärte, so gut er konnte, Mr. Anthony sei, allem Anscheine nach todt, auf dem Teppich des Speisezimmers liegend gefunden worden, und Mr. Glenn stieg aus.

„Ist hier etwas vorgefallen?" fragte ein Polizeidiener, der soeben auf seiner Runde vorbeikam.

„Leider ja", antwortete Joseph. „Einer der jungen Herren ist todt gefunden worden."

„Todt?" wiederholte der Polizeidiener. „Welcher denn?" fragte er nach einer Pause.

„Mr. Anthony."

„Den sah ich ungefähr halb zwölf Uhr hier herein gehen", bemerkte der Polizeidiener. „Vielleicht hat ihn der Schlag gerührt."

„Warum glaubt Ihr das?" fragte Joseph.

„Weil er ein wenig zu viel getrunken hatte. Er konnte kaum gehen. Es brachte ihn jemand bis an das Thor."

Der Arzt war mittlerweile in das Haus geeilt. Der Polizeidiener folgte mit Joseph, vielleicht, um seine Neugier zu befriedigen, vielleicht auch, weil er glaubte, man werde in irgend einer Beziehung seiner Dienste bedürfen.

Als die Beiden in das Speisezimmer traten, kniete der Arzt auf dem Boden und untersuchte Anthony, während von weitem ein gellendes Kreischen und Jammern sich hören ließ. Es kam von der in wilden Krämpfen sich windenden Mistreß Dare.

„Ist er todt, Sir?" fragte der Polizeidiener leise.

„Ja wohl, schon seit zwei oder drei Stunden", entgegnete der Arzt.

Aber der Schlag hatte ihn nicht gerührt. Es war nichts so Unschuldiges. Der Arzt fand vielmehr, daß die Ursache des Todes eine tiefe Stichwunde in der Seite war. Der Tod mußte, wie er glaubte, augenblicklich erfolgt sein und der Bluterguß war hauptsächlich nach innen geschehen. Nur einige wenige Flecken waren äußerlich auf den Kleidern zu sehen.

„Was ist das?" rief der Arzt. Mit diesen Worten zerrte er einen breiten Gegenstand hervor, auf welchen

Anthony gefallen war. Es war, wie sich ergab, ein Mantel.

Cyrill und einige andere Anwesende erkannten darin Herbert's Mantel.

Wo war Herbert? Im Bett? War es möglich, daß er bei dem Lärm und der Verwirrung, die jetzt in dem Hause herrschten, nicht erwachte?

„Läßt sich nichts thun?“ fragte Mr. Dare den Arzt.

Dieser schüttelte den Kopf.

„Er ist todt, das sehen Sie selbst“, antwortete er; „todt und schon fast ganz kalt. Er muß bereits über zwei Stunden todt sein — vielleicht drei.“

Zwei bis drei Stunden! Sonach war die That gegen halb zwölf Uhr, das heißt um die Zeit geschehen, wo der Polizeidiener den jungen Mann hatte nach Hause kommen sehen.

Jemand drehte sich herum, um den Polizeidiener etwas zu fragen, dieser aber war verschwunden.

Der Arzt ging nun, um zu sehen, was er für Mistreß Dare thun könnte, deren Jammergeschrei entsetzlich zu hören war, und Mr. Dare nahm wieder Joseph auf die Seite. Er fühlte, daß er ihn nicht in der Gegenwart von Zeugen zu befragen wagte, damit nicht irgendeine Thatsache ans Licht käme, durch welche sein zweiter Sohn verdächtigt würde. Trotzdem, daß Anthony todt vor ihm lag, trotz allem, was er von dem Zwist gehört, konnte er sich doch nicht überwinden, zu glauben, daß Herbert sich dieser verruchten That schuldig gemacht.

„Wann ließest Du ihn ein?“ fragte Mr. Dare, indem er auf die Leiche seines Sohnes zeigte.

„Der Polizeidiener sagte, es sei gegen halb zwölf Uhr gewesen“, antwortete Joseph ausweichend.

„Und wann kam Herbert nach Hause?“

Hätte Joseph nicht den Mantel gesehen, so würde er gar nicht gewußt haben, ob Herbert überhaupt zu Hause gekommen sei. Er sah ein, daß es am besten sein würde, Mr. Dare die einfache Wahrheit zu sagen, nämlich daß die jungen Herren gewohnt gewesen, sich selbst zu jeder beliebigen Stunde einzulassen, indem zu diesem Zwecke das Speisezimmerfenster offen geblieben sei.

Mr. Dare hörte dies Geständniß mit großem Unwillen.

„Ich that es auf Befehl der jungen Herren selbst, Sir“, entgegnete der Diener zu seiner Entschuldigung. „Wenn Sie glauben, daß es unrecht gewesen sei, so führen Sie vielleicht für die Zukunft eine bessere Hausordnung ein. Jede Nacht aufzubleiben, bis es beinahe Zeit ist, wieder aufzustehen, halte ich ebenso wenig aus als ein Anderer. Fleisch und Blut ist blos sterblich, Sir, und was über die Kräfte geht, kann man nicht leisten.“

„Aber hast Du denn wirklich so lange warten müssen?“ rief Mr. Dare.

„Ja wohl, Sir. Wenn nicht einer der jungen Herren ausgegangen war, so war es der andere. Ich sagte ihnen, es sei mir unmöglich, alle Nächte so lange aufzubleiben und des Morgens dennoch zu der gewöhnlichen Stunde aufzustehen und am Tage meine Arbeit zu verrichten. Deshalb kamen sie auf den Einfall, das Speisezimmerfenster offen zu lassen, um durch dieses in das Haus hineinzukommen, und ich ging zu meiner gewohnten Stunde zu

Bett. Mr. Cyrill und Mr. Georg fangen auch schon an, erst spät nach Hause zu kommen."

„Dann hätten wir ja aber schon oft bestohlen und beraubt werden können!" rief Mr. Dare.

„Das sagte ich den jungen Herren auch. Sie lachten mich aber aus. Sie sagten, es sei nicht wahrscheinlich, daß jemand durch den Garten kommen und an den Fenstern probiren würde, ob sie sich öffnen ließen. Jedenfalls, Sir", setzte Joseph als letzte Entschuldigung hinzu, „befahlen sie es so, und auf diese Weise kommt es, daß ich nicht weiß, zu welcher Stunde Mr. Anthony oder Mr. Herbert in dieser Nacht nach Hause gekommen sind."

Mr. Dare sagte nichts weiter. Die Folgen des Systems, nach welchem er seine Söhne erzogen, wurden ihm schmerzlich fühlbar. Er drehte sich herum, um die Treppe hinauf nach Herbert's Zimmer zu gehen.

Auf der untersten Stufe in ihrem peignoir, einem grell bunten, in allen Farben des Regenbogens schimmernden Gewand, hin- und herschwankend, saß die Gouvernante.

Als Mr. Dare sich näherte, hob sie ihr bleiches Gesicht empor.

„Ist er todt?" fragte sie.

„Der Arzt sagt, er sei schon seit mehreren Stunden todt", entgegnete Mr. Dare.

„Und Monsieur Herbert? Ist der auch todt?"

„Herbert, Herbert auch todt?" wiederholte Mr. Dare mit neuem Schrecken, denn er fürchtete, sie habe möglicherweise Grund zu dieser Frage. „Weshalb sollte er auch todt sein? Weshalb fragen Sie dies, Mademoiselle?"

„Ach, ich weiß es selbst nicht", antwortete sie. „Ich

weiß nicht, wo meine Gedanken sind. Warum sollte er todt sein und nicht der Andere? Warum sollte irgend einer todt sein?“

Mr. Dare sah, daß sie wirklich fast von Sinnen zu sein schien. Sie hatte ein dickes weißes Tuch in ihrer Hand und wischte sich den Schweiß von ihrem kaum weniger weißen Gesicht.

„Waren Sie Zeugin des Zankes, den sie mit einander hatten?“ fragte er, denn er schloß aus ihren Worten, daß dies der Fall gewesen sei.

„Wenn ich auch etwas davon weiß, so werde ich es doch nicht sagen“, antwortete sie heftig. „Wenn Joseph versichert — und ich hörte, daß er es soeben zu Ihnen that — Monsieur Herbert sei mit dem Messer auf seinen Bruder losgegangen, so werde ich dies doch nicht bezeugen. Was geht die ganze Sache mich an, daß ich gegen den einen oder den andern auftreten sollte? Wer ist der Thäter gewesen?“ fuhr sie hastig fort. „Monsieur Herbert ist es nicht gewesen. Ich werde stets behaupten, daß Monsieur Herbert es nicht gewesen ist. Er würde seinen Bruder nicht umbringen.“

„Das glaube ich auch nicht“, sagte Mr. Dare im Ton der Ueberzeugung.

„Nein! nein! nein!“ rief Mademoiselle mit immer stärkerm Nachdruck. „Er würde seinen Bruder nicht umbringen; dazu ist er nicht boshaft genug.“

„Vielleicht ist er noch gar nicht da?“ rief Mr. Dare, diesen Gedanken festhaltend.

Betsy beantwortete diese Frage. Sie hatte sich in der allgemeinen Verwirrung die Treppe heraufgestohlen und war auf dieser stehen geblieben.

„Er muß herein sein, Sir", sagte sie. „Wie käme sonst sein Mantel in das Speisezimmer? Man sagt nämlich, es sei Mr. Herbert's Mantel, auf welchem Mr. Anthony liegt."

„Was hat Herbert's Mantel mit seinem Nachhausekommen oder Ausbleiben zu schaffen?" fragte Mr. Dare heftig. „Bei dieser warmen Witterung würde er doch nicht seinen Mantel tragen?"

„Aber er trägt ihn wirklich, Sir", entgegnete Betsy. „Er ging heute Abend darin aus."

„Sahst Du ihn?" fragte Mr. Dare in strengem Tone.

„Wenn ich ihn nicht gesehen hätte, so hätte ich nicht sagen können, daß er in seinem Mantel ausgegangen sei", entgegnete Betsy standhaft, denn sie war ebenso wie ihre Mutter stets bei der Hand, wenn es galt, eine von ihr ausgesprochene Meinung zu verfechten. „Ich sah in Miß Adelaidens Zimmer zum Fenster hinaus und sah Mr. Herbert zu dem Speisezimmerfenster hinaus nach dem Gitterthor gehen."

„In seinem Mantel?"

„Ja, in seinem Mantel", sagte Betsy. „Ich hoffe, daß er nicht gefroren hat."

Diese Worte schienen für Mr. Dare auf furchtbare Weise überzeugend zu sein. Da er dem Mädchen immer noch nicht glauben wollte, so suchte er wieder Joseph auf und fragte diesen.

„Ja, ganz gewiß", antwortete Joseph. „Als Mr. Herbert die Treppe herunterkam, um fortzugehen, blieb er stehen, um mit mir zu sprechen, und warf dabei seinen Mantel um."

In diesem Augenblick kam Minny herbeigeeilt und faßte laut jammernd ihren Vater beim Arme.

„Papa, Papa, ist es denn wahr?“ schluchzte sie.

„Was soll denn wahr sein, Kind?“

„Daß es Herbert gewesen ist? Man sagt es.“

„Still, still“, sagte Mr. Dare. Dann ergriff er ein Licht und ging mit bangklopfendem Herzen hinauf in Herbert's Zimmer.

Daß Herbert während dieses ganzen Getöses schlafen konnte, schien unbegreiflich zu sein, obschon es keineswegs ganz unmöglich war. Sein Zimmer war abgelegener als die übrigen, denn es befand sich auf der Hinterseite des Hauses. Aber hatte er auch wirklich geschlafen?

Als Mr. Dare eintrat, setzte sich Herbert eben erwachend, oder sich stellend, als ob er eben erwache, im Bett empor. Das weit offenstehende Fenster hatte vielleicht dazu beigetragen, das Geräusch innerhalb des Hauses weniger hörbar zu machen.

„Kannst Du bei diesem Lärm schlafen, Herbert?“ rief Mr. Dare.

Herbert sah ihn an, rieb sich die Augen und sah ihn wieder an, als ob er seine Gedanken noch gar nicht sammeln könnte.

„Bist Du es, Vater?“ rief er dann. „Was gibt es denn?“

„Herbert“, sagte sein Vater in leisem, schmerzlichem Tone, „was hast Du Deinem Bruder gethan?“

Herbert schien nicht zu verstehen, worauf diese Frage abzielte, und riß die Augen immer weiter auf.

„Ich habe ihm nichts gethan", sagte er dann. „Meinst Du Anthony?"

„Anthony liegt todt, ermordet auf dem Fußboden des Speisezimmers. Herbert, wer hat das gethan?"

Herbert Dare saß regungslos im Bett und schaute verblüfft um sich. Daß er nicht verstand, oder sich stellte, als ob er nicht verstände, war augenscheinlich.

„Anthony ist — wie sagst Du, Papa?"

„Er ist todt — er ist ermordet", entgegnete Mr. Dare. „O mein Sohn, mein Sohn, sage, daß Du nicht der Thäter gewesen bist! Um Gottes willen, sage, daß Du nicht der Thäter gewesen bist!"

Und der unglückliche Vater brach in Thränen aus und sank, gänzlich die Fassung verlierend, auf das Bett des Sohnes nieder.

Achtes Kapitel.

Die Anklage.

Die graue Dämmerung des frühen Maimorgens stieg am Himmel empor und beleuchtete mit ihrem unheimlichen Schimmer die in Mr. Dare's Speisezimmer versammelte Gruppe. Sie bestand aus dem Hausherrn, seinen noch übrigen Söhnen, einem Fremden, einigen Polizeidienern und dem herbeigerufenen Sergeanten Delves. Mehrere der Dienstleute gingen auf eigenen Antrieb ihres unruhigen Gemüthes oder in Folge ihnen ertheilter Befehle aus und ein.

Der Polizeisergeant zog Erkundigung über die nähern Umstände und Vorgänge des Abends ein.

Anthony Dare hatte sich — wie man sich erinnern wird — nachdem er den Boten Lord Hawkesley's ablehnend beschieden, in mürrischer Stimmung auf sein Zimmer zurückgezogen, um nicht wieder auszugehen. Wie sich später herausstellte, hatte er versprochen, Hawkesley und einige andere Herren im Hotel zum Stern, wo der junge Lord logirte, zu treffen und mit ihnen Karte zu spielen.

Anthony Dare blieb auf seinem Zimmer und suchte sein erbittertes Gemüth durch Cognac und Wasser zu beschwichtigen, bis der Kellner aus dem Stern zum zweiten Mal erschien und diesmal ein Briefchen mitbrachte. Dieses Briefchen hatte der Polizeisergeant Delves in der Tasche des Entseelten gefunden und las es jetzt. Es lautete wie folgt:

„Lieber Dare!

Wir warten hier alle und können die Tische ohne Dich nicht arrangiren. Was soll das heißen, daß Du uns zum Besten hast? Komm also rasch und zaudere nicht erst lange.

Dein Hawkesley."

Dieses Briefchen hatte seinen Zweck nicht verfehlt. Anthony, der den einsamen Abend, zu welchem er sich verurtheilt, vielleicht schon bereute, zog seine Stiefel wieder an und ging fort.

Wie wir hier bemerken müssen, war Anthony bereits, als er wieder ausging, nicht mehr nüchtern. Die verschiedenen Spirituosen, die er nacheinander genossen, hatten eine unverkennbare Wirkung geäußert.

Bei seiner Ankunft im Hotel zum Stern fand er sechs oder sieben Herren beisammen; anstatt aber sich hier in Lord Hawkesley's Zimmer zum Spiel niederzusetzen, beschloß man plötzlich, sich in die Wohnung eines Mr. Brittle gleich nebenan zu begeben.

Mr. Brittle war Student der Universität Oxford und beim ersten Examen durchgefallen, weshalb er jetzt, wie man glaubte, tüchtig „büffelte", um einer zweiten ähnlichen Katastrophe vorzubeugen.

Man ging also in Mr. Brittle's Wohnung und setzte sich zum Kartenspiel nieder, bei welchem kalter Grog und andere Getränke genossen wurden. Anthony Dare, der fortwährend Durst hatte, sprach diesen Getränken tapfer zu, ohne sich weiter um die Sorten zu kümmern. Die Folge hiervon war, daß er sehr bald ein unangenehmer Gesellschafter ward, mit allen Streit anfing und endlich zum fernern Mitspielen für unfähig erklärt werden mußte.

Dies machte auch die übrige Gesellschaft mißlaunig und die Herren gingen aus einander, während sie außerdem wahrscheinlich bis zum lichten Morgen fortgespielt hätten und dieses arme unglückliche Leben gerettet worden wäre. Aber niemand konnte wissen, was geschehen würde.

Anthony Dare war nicht im Stande, allein zu gehen, und einer der Herren, Mr. Brittle, übernahm es, ihn nach Hause zu führen. An dem Gitterthore verließ er ihn und Anthony Dare stolperte über den Rasenplatz und erreichte das Haus.

Etwas Weiteres wußte man nicht. Man würde selbst dies nicht alles erfahren haben, wenn nicht der Polizeidiener, als er den Sergeanten Delves herbeiholen wollte, Mr. Brittle begegnet wäre. Es war ganz natürlich, daß dieser, nicht wenig erschrocken, seine Schritte nach dem Schauplatze lenkte, und von ihm hörte man das soeben Mitgetheilte.

Nun aber kam die Schwierigkeit. Wer hatte Anthony eingelassen?

Niemand. Es ließ sich kaum bezweifeln, daß er durch das Speisezimmerfenster hereingekommen war. Joseph

hatte die Vorderthür um elf Uhr abgeschlossen und war nicht eher wieder zum Oeffnen derselben aufgefordert worden, als bis Mr. Dare mit Gattin und Tochter von ihrem Ausfluge zurückkehrten. Der Polizeidiener, der zufällig vorübergegangen, als Anthony nach Hause gekommen oder, richtiger gesagt, nach Hause gebracht worden, bezeugte die wahrscheinliche Thatsache, daß er durch das Speisezimmerfenster in das Haus gelangt sei. Er hatte ihn beobachtet und gesehen, daß er, anstatt auf die der Straße gegenüber befindliche und deutlich sichtbare Hausthür zuzugehen, quer über das Gras gestolpert und seitwärts nach dem Hause zu verschwunden war. Auf dieser Seite befand sich das Speisezimmerfenster, und man konnte daher recht wohl annehmen, daß Anthony auf diesem Wege in das Haus gelangt sei.

„Hattet Ihr einen besondern Grund, ihm nachzusehen?“ fragte der Polizeisergeant seinen Untergebenen.

„Nein, weiter keinen, als daß ich sehen wollte, ob er nicht fiele“, war die Antwort. „Als der Herr, der ihn nach Hause gebracht, seinen Arm losließ, sagte er ihm scherzend, er solle sich in Acht nehmen, damit er nicht etwa beim Hineingehen die Erde küsse, und ich blieb daher stehen, um ihm, für den Fall daß er fiele, hülfreiche Hand leisten zu können. Er konnte kaum gehen und taumelte bei jedem Schritte hin und her.“

„Fiel er denn?“

„Nein, er wußte sich immer noch zu halten. Doch glaube ich, er brauchte gute fünf Minuten, ehe er über den Rasenplatz hinüber war.“

„Blieb der Herr auch da und sah ihm nach?“

„Nein, wenigstens nicht länger als eine Minute. Er wartete blos, bis Mr. Anthony wohlbehalten über den Kiesweg hinüber war und den Rasen erreicht hatte; dann ging er wieder fort.“

„Saht Ihr noch jemand anders in das Haus gehen — um dieselbe Zeit oder vor oder nach derselben?“

Der Polizeidiener schüttelte den Kopf.

„Ich sah gar niemand weiter. Ich machte hinter Mr. Anthony das Gitterthor zu und sah nicht, daß es wieder geöffnet worden wäre. Freilich können, nachdem ich meinen Rundgang weiter fortgesetzt, eine Menge Leute das Thor geöffnet und wieder geschlossen haben und auch in das Haus hineingegangen sein.“

Der Polizeisergeant rief nun Joseph.

„Es erscheint höchst sonderbar, daß Ihr gar kein Geräusch gehört haben wollt“, bemerkte er. „Wenn ein Mensch sich in dem Zustande befindet, wie der Beschreibung nach der junge Mr. Dare sich befunden hat, so sind seine Bewegungen in der Regel keine sehr leisen. Es läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er mit großem Geräusch in das Speisezimmer getreten ist. Man sollte glauben, er müßte, da er im Finstern war, gegen die Möbel angerannt sein.“

„Ich weiß blos so viel gewiß, daß ich ihn nicht gehört habe“, entgegnete Joseph. „Wir saßen in der verschlossenen Küche und ich war von der Zeit an, wo ich um elf Uhr zuschloß, bis der Herr nach Hause kam, größtentheils eingenickt. Die beiden Mädchen plauderten ziemlich laut; sie saßen am Tische und machten Hauben oder so etwas. Die Köchin war müde und ging schon um zehn Uhr zu Bett.“

„Dann waren also, mit Ausnahme von Euch drei, sämmtliche Bewohner des Hauses zu Bett?"

„Ja, alle, soviel ihrer nämlich zu Hause waren", antwortete Joseph. „Die Gouvernante war schon sehr zeitig schlafen gegangen, die beiden jungen Damen gingen um zehn Uhr und Mr. Cyrill und Mr. Georg bald nach zehn. Sie kamen vom Cricketspielen nach Hause, wie sie sagten, ließen sich zu essen geben und gingen bald darauf zu Bett."

„Die jungen Herren haben wohl sonst nicht die Gewohnheit, so zeitig zu Bett zu gehen?" fragte der Polizeisergeant.

„Nein, blos an Cricket-Abenden", antwortete Joseph. „Nach dem Cricket kommen sie gewöhnlich gleich nach Hause, essen zu Abend und gehen dann nicht wieder aus. An andern Abenden bleiben sie in der Regel ziemlich lange aus."

„Und Ihr hörtet Mr. Herbert auch nicht nach Hause kommen?"

„Ich habe schon gesagt, daß ich von der Zeit an, wo ich die Vorderthür verschloß, bis die Herrschaft nach Hause kam, nichts und niemand gehört habe", entgegnete Joseph. „Wenn Sie mich über diesen Punkt auch noch zehnmal fragen, so kann ich es doch nicht deutlicher sagen. Hätte ich einen oder den andern von den jungen Herren kommen hören, so würde ich zu ihnen gegangen sein, um zu sehen, ob sie mich brauchten, besonders zu Mr. Anthony, denn ich wußte, daß er schon nicht mehr nüchtern war, als er ausging."

Zweierlei war es, was dem Polizeisergeanten ganz besonders Stoff zum Nachdenken zu geben schien.

Das Erste war, daß kein Geräusch gehört, daß eine That wie diese in, wie es schien, absolutem Schweigen verübt worden sein sollte.

Das Andere war, daß das Speisezimmerfenster von innen zugewirbelt gefunden worden.

Diese letztere Thatsache bestätigte den starken Verdacht, daß der Thäter ein Bewohner des Hauses sei. Jemand, der nicht zu den Bewohnern des Hauses gehörte, würde natürlich zu dem offenen Speisezimmerfenster hinaus entwischt sein; aber dies zu thun und es dann von innen zuzuwirbeln, wäre geradezu ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Jedes andere Fenster im Hause, jede Thür war fest verschlossen worden, theils schon zu einer frühern Stunde des Abends, theils um elf Uhr durch Joseph.

Herbert Dare erklärte freiwillig, daß er es gewesen sei, der das Speisezimmerfenster zugewirbelt. Nach seiner Erzählung — der Polizeisergeant faßte ihn während derselben scharf ins Auge — war er ziemlich spät — in der zweiten Stunde — nach Hause gekommen, durch das Speisezimmerfenster eingestiegen und hatte dann dasselbe von innen verschlossen. Er erklärte ferner, er habe Anthony nicht gesehen; habe derselbe schon so dagelegen, wie er später gefunden worden sei, so habe doch er, Herbert, ihn nicht bemerkt. Uebrigens habe er auch, so viel er sich entsänne, gar nicht nach jenem Theil des Zimmers hingesehen, sondern sei auf der andern Seite der großen Speisetafel zwischen dieser und dem Kamin durch das Zimmer gegangen. Hätte er auch nach jener Stelle geblickt, so würde er doch nichts gesehen haben, denn das Zimmer sei finster gewesen. Er habe kein Licht gehabt und sich blos fortgetastet.

„Waren die jungen Herren von jeher gewohnt, das Fenster von innen zu verschließen?" fragte der Polizeisergeant den Diener Joseph.

Dieser antwortete, zuweilen hätten sie es gethan, zuweilen nicht. Seien Mr. Anthony und Mr. Herbert zufällig einmal zu gleicher Zeit gekommen, so hätten sie das Fenster geschlossen, oder wenn der eine beim Nachhausekommen gewußt habe, daß der andere nicht ausgegangen sei, so hätte er es ebenfalls geschlossen. Mr. Cyrill und Mr. Georg kämen nicht oft auf diesem Wege herein, denn sie blieben in der Regel nicht so lange aus wie ihre Brüder.

„Sehr richtig", bemerkte Herbert in Bezug auf das Verschließen des Fensters. Er hätte es verschlossen, sagte er, weil er geglaubt, sein Bruder Anthony sei schon nach Hause und im Bett. Als er fortgegangen, habe Anthony sich bereits auf sein Zimmer begeben und die Absicht ausgesprochen, es diesen Abend nicht wieder zu verlassen.

Der Polizeisergeant fragte — ohne Zweifel aus guten Gründen — ob diese von Anthony ausgesprochene Absicht noch von irgend jemand anders, außer Herbert, bezeugt werden könne.

Man antwortete, daß dies durch Joseph, durch die Gouvernante, durch Rosa und Minny geschehen könne, denn alle vier hätten Anthony es sagen hören.

Die jungen Damen wollte der Polizeisergeant nicht belästigen, wohl aber verlangte er die Gouvernante zu sprechen.

Diese war über das an sie gestellte Verlangen sehr entrüstet. Sie war mit ihrem todtenbleichen Gesicht und in ihrem bunten peignoir mehrmals ab- und zugegangen. Sie war oben in ihrem Zimmer gewesen und hatte sich

theilweise angekleidet, die Nachthaube abgeworfen, ihr Haar geordnet, den peignoir wieder angezogen und war dann wieder heruntergekommen, um zu hören.

Dennoch aber wollte sie sich nicht ausfragen lassen.

„Ich weiß gar nichts", antwortete sie in heftigem Tone auf die Frage des Polizeisergeanten. „Was soll ich davon wissen? Ich werde nichts sagen. Ich ging zu Bett, ehe es noch neun Uhr geschlagen hatte. Ich hatte Kopfschmerzen und hörte nicht eher etwas, als bis der Lärm losging. Warum fragen Sie mich?"

„Aber Sie können uns doch ganz gewiß sagen, ob Sie Mr. Anthony sagen hörten, er wolle diesen Abend nicht wieder ausgehen", bemerkte der Polizeisergeant.

„Ja, das sagte er", antwortete die Gouvernante so heftig, daß ihre Stimme einen geradezu kreischenden Ton erhielt. „Er sagte es in dem Salon. Er schleuderte die Stiefel von den Füßen und sagte Joseph, er solle ihm seine Pantoffeln bringen und Cognac und Wasser auf sein Zimmer tragen, denn er werde es diesen Abend nicht wieder verlassen. Ich glaubte und wußte auch nicht, daß er es verlassen, bis ich ihn in dem Salon auf dem Boden liegen sah und man sagte, er sei todt."

„War Mr. Herbert zugegen, als Mr. Anthony sagte, er werde diesen Abend nicht wieder ausgehen?"

„Ja, ich glaube, er war zugegen — ich glaube, er war eben in den Salon eingetreten. Dies ist alles, was ich weiß. Ich bereitete den Thee, und dann bekam ich Kopfweh und ging zu Bett. Weiter kann ich Ihnen nichts sagen."

„Hörten Sie kein Geräusch im Hause?"

„Nein. Wenn Geräusch darin war, so bemerkte ich es

doch nicht. Ich schlief sehr bald ein. Was kann es nützen, mich diese Dinge zu fragen? Fragen Sie doch lieber die Personen, welche während dieser Zeit wach gewesen sind. Ich werde krank werden, wenn ich noch länger davon sprechen soll. In keiner der Familien, in welchen ich bis jetzt gelebt, ist je so etwas geschehen."

Der Polizeisergeant erlaubte ihr, sich zu entfernen. Sie ging bis an die Treppe, setzte sich auf die unterste Stufe derselben und stützte die Wange auf die Hand, ganz wie sie vorher gethan.

Mr. Dare fragte sie, warum sie nicht in ihr Zimmer hinaufginge, um aus der Verwirrung dieses traurigen Auftritts hinwegzukommen, aber sie schüttelte den Kopf. Sie wolle nicht gern allein in ihrem Zimmer bleiben, antwortete sie, und ihre Schülerinnen wären jetzt bei Madame Dare und Mademoiselle Adelaide im Zimmer.

Es ist möglich, daß ein gewisser Umstand dem Polizeisergeanten räthselhaft erschien, obschon er sich weder hierüber, noch über seine sonstigen Wahrnehmungen aussprach.

Man hatte nämlich keine Waffe gefunden.

Die Polizeiofficianten hatten das ganze Zimmer und theilweise auch das Haus gründlich durchsucht, waren aber auf kein Instrument gestoßen, mit welchem die Wunde möglicherweise hätte beigebracht werden können.

Im Hinblick auf die frühern Vorgänge des Abends hatte man gemeint, die That sei mit einem Tranchirmesser oder mit einem gewöhnlichen Tischmesser verübt worden, der Arzt aber hatte seine entschiedene Meinung dahin ausgesprochen, daß es ein ganz anderes Instrument, eine dünne,

scharf zugespitzte, zweischneidige Klinge von etwa sechs Zoll Länge gewesen sein müsse.

Das verdächtigste Anzeichen in Bezug auf Herbert war der Mantel. Der Polizeisergeant hatte ihn aufmerksam und mit eingekniffenen Lippen besichtigt. Herbert erklärte sich hierüber, soweit er betheiligt war, das heißt, wenn man ihm glauben durfte.

Er sagte, er habe seinen Mantel allerdings umgenommen und sei damit bis an das Gitterthor gegangen; da er ihn aber doch zu warm gefunden, so sei er wieder umgekehrt und habe ihn auf den Tisch des Speisezimmers geworfen, wobei er gleichfalls den Weg durch das Fenster genommen.

Zur nähern Erläuterung fügte er hinzu, er entsinne sich, daß der Mantel angefangen habe von dem Tische herabzugleiten, und er habe gesehen, daß derselbe auf den Boden fallen müsse, da er aber Eile gehabt, so habe er nicht länger warten wollen, um das Herabfallen des Mantels zu verhindern oder ihn besser zu legen.

Der Polizeisergeant verwendete während dieser Erzählung Herbert's kein Auge von dem jungen Mann. Er hatte die verschiedenen Aussagen und Muthmaßungen angehört, die verschiedenen Indicien gesammelt und erwogen, und hielt nun eine leise Besprechung mit dem Offizianten, welchen er mit der Durchsuchung von Herbert's Zimmer beauftragt, worauf dann eine längere, ebenfalls leise Unterredung mit Herbert selbst folgte.

Als der Arzt und Mr. Brittle, die mit einander fortgingen, sich entfernt hatten, ging er nach den Vorder- und

Seitenthüren des Hauses, verschloß dieselben und steckte die Schlüssel in die Tasche.

„Niemand wird ohne meine Erlaubniß dieses Haus verlassen", sagte er.

Dann nahm er Mr. Dare beiseite.

„Ich fürchte, es kann in dieser Sache kein Zweifel obwalten", sagte er in ernstem Tone.

Mr. Dare wußte, was er meinte. Er selbst hegte die bangsten Befürchtungen. Aber er wollte es nicht sagen. Er wollte nicht merken lassen, daß er Verdacht auf Herbert werfe oder werfen könne.

„Wenn der arme Anthony wirklich in dem Zustande gewesen ist, wie man sagt, so hat er sich höchstwahrscheinlich nach seinem Eintritt in das Speisezimmer niedergesetzt oder niedergelegt und ist eingeschlafen", bemerkte er. „Da nun das Fenster offengestanden hat, so ist es für irgend einen nächtlichen Dieb und Räuber leicht gewesen, von der Straße aus hereinzudringen und ihn zu überfallen."

„Nein, nein", sagte der Polizeisergeant; „es ist kein nächtlicher Dieb oder Räuber gewesen, der dies gethan hat. Wir Polizeibeamte haben zuweilen eine schmerzliche Pflicht zu erfüllen und wir können, um die Sache zu mildern, oft weiter nichts thun, als daß wir so schonend zu Werke gehen, als mit dem Gesetz vereinbar ist. Es thut mir leid, es sagen zu müssen, Mr. Dare, aber ich habe mich verpflichtet gefühlt, meinen Leuten zu befehlen, Mr. Herbert nicht aus den Augen zu lassen.

Ein kalter Schauer durchrieselte den unglücklichen Vater.

„Herbert kann es nicht gewesen sein", entgegnete er in wehklagend schmerzlichem, fast bittendem Tone. „Der Arzt

sagt, die That könne nicht später als halb zwölf oder da herum verübt worden sein. Herbert aber ist erst gegen zwei Uhr nach Hause gekommen."

„Wer soll beweisen, daß er nicht bis gegen zwei Uhr zu Hause war?"

„Er sagt, er sei bis dahin nicht zu Hause gewesen. Ich zweifle auch nicht, daß dies bewiesen werden kann. Der arme Anthony war da schon über zwei Stunden todt."

„Schauen Sie her", rief Sergeant Delves, von einer seiner Lieblingsreden Gebrauch machend. „Der Arzt hat, was die Zeit der Verübung der That betrifft, wahrscheinlich ganz recht. Ich habe in dergleichen Fällen auch einige Erfahrung und bin überzeugt, daß er so ziemlich das Richtige getroffen hat. Doch lassen wir dies. Hier sind Zeugen, welche Mr. Anthony um halb zwölf Uhr noch am Leben sahen, und Sie kommen um zwei Uhr nach Hause und finden ihn todt. Ihr Sohn Herbert möge nun sagen, wo er von halb zwölf bis um zwei gewesen ist. Er sagt, er sei aus gewesen — gar nicht zu Hause. Sehr gut. Dann möge er nur den Ort nennen, wo er gewesen ist, damit wir außer allem Zweifel setzen können, daß er wirklich nicht zu Hause gewesen ist, und aller Verdacht gegen ihn ist sofort beseitigt. Das will er aber nicht thun."

„Er will es nicht thun?" wiederholte Mr. Dare.

„Er erklärte mir rund heraus, er könne es nicht und werde es nicht. Ich hab' ihn schon gefragt."

Mr. Dare wendete sich ungestüm nach dem Zimmer, wo er seinen zweiten Sohn — jetzt seinen ältesten — gelassen.

„Höre, Herbert" — begann er.

Der Polizeisergeant schnitt ihm aber kurz das Wort ab, indem er ihn am Arme zurückzog.

„Machen Sie die Sache nicht noch schlimmer“, flüsterte er. „Leider steht dieselbe ohnehin schon schlimm genug. Lassen Sie sich von mir einen freundschaftlichen Rath geben. Wir haben so mancherlei mit einander zu thun gehabt und ich kann daher gegen Sie wohl eine Rücksicht eintreten lassen, die ich gegen Andere nicht gebrauchen würde. Das Schlimmste, was Ihr Sohn thun könnte, wäre, wenn er vor diesen plauderhaften Dienstleuten erklärte, er könne oder wolle nicht sagen, wo er diese ganze Nacht oder die halbe Nacht gewesen ist. Dadurch würde er sich sofort selbst verurtheilen. Wenn Sie ihn fragen wollen, so fragen Sie ihn unter vier Augen.“

Mr. Dare rief seinen Sohn und Herbert kam. Ein Polizeidiener folgte ihm langsam, der Sergeant winkte aber seinem Untergebenen und dieser zog sich wieder zurück.

„Herbert“, sagte Mr. Dare, „Du sagst, Du wärest erst gegen zwei Uhr diesen Morgen nach Hause gekommen.“

„So ist es auch. Es fehlten ungefähr noch zwanzig Minuten. Als ich durch die Stadt ging, schlug es auf den Kirchen halb.“

„Wo warst Du denn?“

„Das — das kann ich nicht sagen“, entgegnete Herbert.

Mr. Dare gerieth in Aufregung.

„Du mußt es sagen, Herbert, oder die Folgen über Dich ergehen lassen“, flüsterte er in heiserm Tone.

„Dann kann ich es nicht ändern“, war Herbert's Antwort. „Wo ich vergangene Nacht war, geht niemand etwas an und ich werde es nicht sagen.“

„Wenn Sie es sagen können und es dennoch nicht sagen, so ist das offenbare Thorheit“, mischte der Polizeisergeant sich ein. „Es ist dies die erste Frage, welche das Untersuchungsgericht an Sie stellen wird.“

Herbert blickte zornig auf.

„Das Untersuchungsgericht?“ wiederholte er. „Was wollen Sie damit sagen? Sie werden doch nicht wagen, mich in Gewahrsam zu nehmen?“

„Sie befinden sich schon seit einer halben Stunde in Gewahrsam“, entgegnete der Sergeant kaltblütig.

Herbert blickte grimmig um sich.

„Diese Schmach laß ich mir nicht gefallen!“ rief er. „Ich will nicht. Herr Polizeisergeant, Sie überschreiten —“

„Schauen Sie her“, unterbrach ihn der Sergeant, indem er etwas unter dem Rocke hervorzog, worin Herbert zu seinem Entsetzen ein Paar Handschellen erkannte. „Zwingen Sie mich nicht, davon Gebrauch zu machen“, fuhr der Offiziant fort. „Sie sind in Gewahrsam und müssen vor die Behörde gestellt werden. Da Sie aber ein Gentleman sind, so will ich Ihnen auch wie einem solchen begegnen.“

„Ich betheure bei meiner Ehre, daß ich an diesem Verbrechen weder Schuld noch Theil habe!“ rief Herbert in großer Aufregung. „Glauben Sie, ich würde meine Hand mit der Sünde Kain's beflecken?“

„Was ist denn das an Ihrer Hand?“ fragte der Sergeant, indem er sich vorwärts neigte, um Herbert's Finger genauer anzusehen.

Herbert hielt sie ihm offen hin.

„Ich that vergangene Nacht etwas, wobei ich mir die

Finger verwundete", sagte er. „Ich versuchte ein Drahtgeflecht aufzureißen. Sergeant Delves, ich erkläre Ihnen feierlich, daß von dem Augenblick an, wo mein Bruder in sein Zimmer ging, wie Ihnen schon durch Zeugen mitgetheilt worden, ich ihn nicht wieder gesehen habe, bis mein Vater mich aus dem Bett holte, um ihn todt auf dem Boden des Speisezimmers liegen zu sehen."

„Aber wenige Stunden zuvor standen Sie schon einmal im Begriff, sich mit einem Messer auf ihn zu stürzen, Mr. Herbert."

„Dies geschah in der Hitze der Leidenschaft. Er reizte mich, aber ich würde ihm doch nichts gethan haben. Nein, nimmermehr wäre ich im Stande gewesen, ihm ein wirkliches Leid zuzufügen."

„Wohlan, suchen Sie diese Ueberzeugung nun den Friedensrichtern beizubringen", antwortete der Polizeisergeant. „Sobald Sie vor diesen stehen, ist es deren Sache, nicht die meine."

Damit ward Herbert Dare wieder der Obhut des Polizeidieners übergeben und, sobald das Gerichtszimmer geöffnet war, vor die Friedensrichter geführt, obschon, wie der Polizeisergeant es nannte, auf schonende Weise, wie man sie einem Gentleman angedeihen läßt. Er war der Ermordung seines Bruders Anthony angeklagt.

Das Aufsehen zu schildern, welches dieser ganze Vorgang in Helstonleigh erregte, wäre keine Feder im Stande. Die Königsschüler befanden sich in einem nicht geringen Zustande von Aufregung, denn sowohl Anthony als auch Herbert Dare waren vor nicht gar so langer Zeit selbst noch Königsschüler gewesen.

Gar Halliburton, der jetzt nicht mehr wirklicher Königsschüler, sondern sogenannter Supernumerarius war, konnte es kaum erwarten, bis er nach Hause kam.

Nachdem er die Geschichte hier erzählt, glaubte er nichts Besseres thun zu können, als wenn er sie auch Patience mittheilte, um einige Abwechselung in die Langeweile ihres Krankenbetts zu bringen.

„Darf ich hinaufkommen, Patience?" rief er vom Fuße der Treppe hinauf. „Ich habe Ihnen etwas zu erzählen."

Sie erlaubte es ihm und er eilte hinauf. Patience, die jetzt wieder emporgerichtet im Bett sitzen konnte, nähte, welche Arbeit sie möglich zu machen wußte, obschon ihr dieselbe noch sauer zu werden schien. Anna saß am Fenster und nähte Knöpfe an einige neue Hemden.

„Nun habe ich zwei fertig!" rief sie, indem sie sich sehr heiter zu Gar herumdrehte. „Und mein Vater schreibt uns, daß er nächste Woche heimkehren werde. Vielleicht hat Deine Mutter auch einen Brief von William erhalten. Sieh nur diese schönen Hemden!" fuhr sie fort, indem sie dieselben ausbreitete.

„Ach geh doch mit Deinen Hemden!" entgegnete Gar, in seiner Aufregung die Galanterie aus den Augen setzend. „Patience, es hat sich etwas ganz Entsetzliches ereignet. Anthony Dare ist ermordet."

Patience, die ruhige Patience, sah Gar blos an. Vielleicht glaubte sie es nicht. Anna hielt die Hände mit den Hemden noch immer ausgestreckt und ihr Mund und ihre blauen Augen öffneten sich gleichzeitig.

„Diese Nacht ist er in dem Speisezimmer ermordet worden", fuhr Gar in seiner Erzählung eifrig fort. „Die

ganze Stadt ist in Aufruhr. Als wir jetzt aus der Schule kamen, glaubten wir, die Franzosen wären in England eingefallen, so viel Leute standen auf den Gassen umher. In die Nähe des Rathhauses, wo jetzt das Verhör stattfindet, ist gar nicht zu gelangen. Kaum ein halbes Dutzend von uns waren im Stande, sich mit vieler Mühe hinzudrängen. Herbert Dare sah leichenblaß aus. Er stand dort, von drei Polizeidienern bewacht —"

„Du hast eine schnelle Zunge, Gar", unterbrach ihn Patience. „Willst Du damit sagen, Herbert Dare sei dieser That angeklagt?"

„Ja wohl, versteht sich", entgegnete Gar noch schneller als vorher. „Er ist der Thäter. Wenigstens beschuldigt man ihn, es zu sein. Er hatte gestern mit Anthony einen Zwist, und es kam so weit, daß sie mit Messern auf einander losgingen. Man riß sie noch aus einander, nun aber glaubt man, Herbert habe Anthony in der Nacht aufgelauert und ihn ermordet."

„Ist Anthony todt? Ist er — Anna! Was fehlt Dir?"

Anna hatte die Hemden und Knöpfe fallen lassen. Ihre blauen Augen hatten sich geschlossen, ihre Lippen und Wangen waren blaß geworden und ihre Hände sanken kraftlos herab.

„Sie wird ohnmächtig!" schrie Gar und eilte auf sie zu, um sie zu stützen.

„Lieber Gar", sagte Patience, „Du mußt solche furchtbare Geschichten nicht auf so plötzliche Weise hervorpoltern. Es ist mir selbst ganz übel zu Muthe geworden. Kannst Du Deine Hand nach der Klingel ausstrecken? Hester wird dann heraufkommen."

Neuntes Kapitel.

Die Voruntersuchung.

Helstonleigh konnte seinen Gleichmuth gar nicht wiedergewinnen. Niemals war derselbe auf so rauhe Weise erschüttert worden. Es waren ebenso schlimme Geschichten passirt und ebenso schwarze Verbrechen begangen worden, aber dennoch hatte in Anbetracht aller Nebenumstände kein Vorfall, soweit selbst die ältesten Einwohner zurückdenken konnten, so gewaltiges Aufsehen erregt wie der Tod und die muthmaßliche Ermordung Anthony's Dare.

Die Lebensstellung der betreffenden Personen, welche höher war als die, in welcher dergleichen unglückliche Vorfälle sich gewöhnlich ereignen, der hervorragende Platz, den sie in der Stadt einnahmen, und eben die Ungewißheit — so zu sagen das Geheimniß — worein der ganze Vorgang gehüllt war, trieb die Neugier auf die höchste Spitze.

In der öffentlichen Meinung herrschte allerdings kaum noch ein Schatten von einem Zweifel darüber, daß Herbert Dare der Thäter sei. Die Polizeibeamten, welche eifrig bemüht waren, alle Einzelheiten auszuspüren, waren derselben Ansicht.

In einer Beziehung war dies vielleicht beklagenswerth, denn wenn der Verdacht, sei es nun der Polizeibeamten oder des Publikums, sich speciell auf einen bestimmten Punkt richtet, so werden dadurch Zweifel, die nach andern Richtungen hin auftauchen könnten, unvermeidlich niedergehalten.

Es schien kaum möglich, zu hoffen, daß Herbert nicht schuldig sei. Alle Thatsachen unterstützten die Voraussetzung, daß er es sei. Man kannte die Feindseligkeit, die zwischen ihm und seinem Bruder geherrscht, sowie den Zwist, der wenige Stunden zuvor in dem Speisezimmer stattgefunden und wobei Herbert mit einem Messer auf seinen Bruder losgegangen war.

„Ohne den gerade noch zur rechten Zeit erfolgten Eintritt des Dieners Joseph", sagten die Leute zu einander, „wäre der Mord wahrscheinlich schon da verübt worden."

Joseph hatte den beabsichtigten Thätlichkeiten Einhalt gethan, aber nicht Herbert's Drohung, sich doch noch zu rächen, die er in seiner Wuth und Aufregung ausgestoßen.

Diese Worte zeugten jetzt auf furchtbare Weise gegen Herbert.

Ein anderer Gegenstand, der ebenfalls den Verdacht gegen ihn auf die nachdrücklichste Weise bestärken mußte, war der Mantel. Daß er ihn angelegt, um auszugehen, ja daß ihn das Hausmädchen wirklich darin hatte ausgehen sehen, war unbestreitbar, und sein Bruder ward auf diesem selben Mantel liegend gefunden.

Vergebens betheuerte Herbert, als er vor den Friedensrichtern stand und bei dem Leichenschaugericht, daß er,

ehe er noch das äußere Gitterthor passirt, wieder umgekehrt sei und diesen Mantel in das Speisezimmer hineingeschleudert habe, weil ihm derselbe zu warm geworden.

Man glaubte ihm nicht. Niemand hatte es gesehen und das Wort eines Angeklagten gilt nicht viel.

Alles dies sprach natürlich zu seinen Ungunsten, aber dennoch war es zusammengenommen wie nichts gegen seine Weigerung, zu sagen, wo er diese Nacht gewesen sei. Er habe das Haus zwischen acht und neun Uhr, kurz vor neun, glaube er — genau auf die Viertelstunde könne er es nicht sagen — verlassen und sei nicht eher als bis beinahe um zwei Uhr zurückgekehrt.

Dies war seine Erklärung. Wo er aber während dieser Zeit gewesen sei, dies weigerte er sich entschieden anzugeben.

Man sieht, daß nur seine einfache Versicherung der breiten Basis des Verdachts entgegenstand. Anthony's Tod mußte nach der Erklärung des Arztes gegen halb zwölf Uhr erfolgt sein. Wer sollte beweisen, daß Herbert zu dieser Zeit nicht zu Hause gewesen sei?

„Ich war nicht zu Hause", versicherte Herbert, als er vor dem Coroner stand, nochmals. „Ich kam erst nach halb zwei zu Hause. Die Kirchenuhren schlugen, als ich durch die Stadt kam, die halbe Stunde und ich brauchte dann noch ungefähr zehn Minuten, um unser Haus zu erreichen. Es müssen, als ich dasselbe betrat, ungefähr noch zwanzig Minuten an zwei gefehlt haben."

„Aber wo waren Sie? Wo waren Sie gewesen? Wo kamen Sie her?" ward er gefragt.

„Das kann ich nicht sagen", entgegnete er. „Ich hatte ein kleines Privatgeschäft zu besorgen — ein Geschäft,

welches niemand etwas angeht, und ich muß mich weigern, es öffentlich zu machen."

Und weiter war in dieser Beziehung nichts aus ihm herauszubringen. Der Coroner zog seine eigenen Schlüsse, die Jury zog die ihrigen; die Polizei hatte sie schon gezogen und zwar sehr positive.

Zwei Thatsachen machten den Polizeisergeanten Delves und seine Collegen sehr mißmuthig. Trotz aller ihrer Nachforschungen konnten sie nämlich keine Waffe finden, mit welcher diese That wahrscheinlich verübt worden, und zweitens konnten sie nicht ermitteln, wo Herbert Dare diesen Abend hingegangen war.

Zufällig entsann sich niemand, ihn früh oder spät am Abend in der Stadt vorübergehen gesehen zu haben, oder wenn ihn jemand gesehen hatte, so war es doch wieder vergessen worden. Das Erscheinen der jungen Herren Dare war etwas so Gewöhnliches, daß nicht so leicht besondere Notiz davon genommen ward.

Herbert erklärte, als er durch Weststreet gekommen sei, habe der Auctionator Turtle zu seinem offenen Schlafzimmerfenster herausgeschaut und er, Herbert, ihm zugerufen und ihn gefragt, ob er nach den Sternen gucke.

Mr. Turtle konnte, als er hierüber befragt ward, dies nicht bestätigen. Er glaube allerdings, er habe in jener Nacht zu seinem Fenster herausgeschaut; er glaube, es sei um die genannte Stunde, nämlich gegen zwei Uhr, gewesen, denn er sei erst spät zu Bett gegangen, weil er einer Abendgesellschaft beigewohnt, aber er könne sich durchaus nicht besinnen, Mr. Herbert vorübergehen gesehen zu haben oder von ihm oder sonst jemand angeredet worden zu sein.

Als man ihn noch genauer befragte, gab er zu, daß sein Gehirn sich vielleicht nicht in dem klarsten Wahrnehmungszustand befunden, denn es sei in der Gesellschaft, welcher er beigewohnt, sehr jovial hergegangen und viel getrunken worden.

Einer der Geschworenen bemerkte, es sei sehr sonderbar, daß der Angeklagte durch das Speisezimmer gegangen sei, ohne seinen darin liegenden Bruder zu sehen.

Der Angeklagte entgegnete, es sei dies durchaus nicht sonderbar. Das Zimmer sei finster gewesen und er habe sich auf der Seite des Tisches, welche der, wo sein Bruder später gefunden worden, entgegengesetzt gewesen, hindurchgetastet. Er sei stracks hindurch, so still als möglich, um das Haus nicht zu stören, in sein Zimmer hinaufgegangen und, nachdem er sich zu Bett gelegt, sofort eingeschlafen.

Der Ausspruch des Leichenschwurgerichts lautete auf vorsätzlichen Mord und Herbert ward demgemäß in das Bezirksgefängniß abgeliefert, um vor die nächsten Assisen gestellt zu werden.

Mr. Dare's Haus befand sich außerhalb der Stadt. Der Polizeisergeant Delves und seine Leute erneuerten ihre Nachforschungen, aber sie konnten keine Spur weder von der Waffe noch von dem Ort entdecken, wo Herbert Dare die verdächtigen Stunden zugebracht. Der Polizeisergeant war sehr ärgerlich, doch gab er deswegen die Hoffnung noch nicht auf.

„Man lasse uns nur Zeit", sagte er mit behutsamem Kopfnicken. „Die ägyptischen Pyramiden sind auch nicht anders als Stein um Stein aufgebaut worden."

Dienstag Morgen war der zu Anthony's Begräbniß

bestimmte Tag. Wie das wohl allerorten zu geschehen pflegt, strömte der neugierige Theil der Bewohner von Helstonleigh nach dem Kirchhofe.

Welch einen traurigen Anblick gewährte dieser dunkle mit dem Leichentuch bedeckte Gegenstand, dem die Leidtragenden, Mr. Dare und seine Söhne, Cyrill und Georg, folgten! Der Vater neigte sein Antlitz in sein Taschentuch, während er hinter dem Sarge herging.

Mancher Mann in Helstonleigh genoß größere Achtung als der Anwalt Dare, aber dennoch war unter den Zuschauern, welche den Kirchhof anfüllten, niemand, welcher nicht das innigste Mitleid mit ihm gehabt hätte. Ebenso bemitleidete man auch das Schicksal des unglücklichen Anthony, der jetzt vor seinem Schöpfer stand, um von seinem kurzen Leben auf Erden Rechenschaft zu geben.

An demselben Dienstag erfolgte auch die Rückkehr Samuel Lynn's und William Halliburton's. Sie langten des Abends an, und die erste Neuigkeit, die man ihnen auftischte, war natürlich die Geschichte, welche jetzt die ganze Stadt beschäftigte.

Nur wenige Dinge hatten den stets gefaßten Quäker jemals veranlaßt, so große Ueberraschung zu verrathen; William aber ward von dieser Mittheilung halb betäubt. Anthony Dare todt — ermordet — denselben Tag begraben und Herbert im Gefängniß dem Richterspruche entgegensehend — die ganze Sache erschien ihm fast unglaublich.

„Sir“, sagte er zu seinem Chef, als sie am nächstfolgenden Morgen in dem Comptoir der Fabrik mit ein-

ander allein waren, „glauben Sie, daß Herbert Dare schuldig sein könne?“

Mr. Ashley hatte William in Gedanken versunken angesehen. Die Veränderung, die wir an einer nahestehenden Person nach einer Abwesenheit von selbst nur wenigen Wochen sehen oder zu sehen glauben, war an William deutlich erkennbar. Seine äußere Erscheinung hatte gewonnen, obschon man dies wenigstens in Bezug auf seine edlen und intelligenten Züge kaum hätte für möglich halten sollen. Nichtsdestoweniger war es der Fall und Mr. Ashley ward davon betroffen.

„Ich kann es nicht sagen“, entgegnete er, durch die Frage aufgerüttelt. „Die Thatsachen scheinen allerdings gegen ihn zu zeugen, aber dennoch ist es fast nicht zu glauben, daß er sich so weit vergessen haben sollte. Auf eine solche Beschuldigung hin in Verdacht und gerichtliche Untersuchung zu kommen, ist schon Unglück genug, ohne daß der Angeschuldigte das Verbrechen wirklich begangen zu haben brauch.“

„Ja, das ist wahr“, stimmte William bei.

„Es ist auch für uns höchst peinlich, wie es für alle sein muß, die mit den Dares, wenn auch nur weitläufig, verwandt sind, und meine Frau ist die Cousine von Anthony Dare.“

„Auch wir sind mit ihnen verwandt“, entgegnete William leise. „Mein Vater war Mistreß Dare's Cousin.“

Mr. Ashley sah ihn überrascht an.

„Dein Vater war Mistreß Dare's Cousin?“ wiederholte er.

„Ja, ihr Cousin, Sir. Sie haben wohl von dem alten Mr. Cooper in Birmingham gehört?"

„Von welchen die Dares ihr Geld erbten — nun?"

„Mr. Cooper hatte einen Bruder und eine Schwester. Mistreß Dare war die Tochter des Bruders, die Schwester heirathete den wohlehrwürdigen William Halliburton und mein Vater war ihr Sohn. Mistreß Dare als Julie Cooper und mein Vater Edgar Halliburton lebten beide einige Zeit zusammen im Hause ihres Onkels in Birmingham."

Es trat eine augenblickliche Pause ein, dann legte Mr. Ashley seine Hand auf William's Schulter.

„Wenn dem so ist, dann sind ja auch wir mit einander verwandt, William. Ich werde nun ein Recht haben, auf Dich stolz zu sein."

William's Wangen erglühten von einer ernsten und innigen Freude. Sein größter Wunsch auf Erden war, Mr. Ashley's Anerkennung zu gewinnen.

„Wie kommt es, daß ich früher nie von dieser Verwandtschaft gehört habe?" rief Mr. Ashley. „Hat man mir sie absichtlich verschwiegen?"

„Ich selbst habe sie erst vor kaum zwei Jahren erfahren", entgegnete William. „Meine Brüder Frank und Gar wissen jetzt noch nichts davon. Als wir nach Helstonleigh kamen, war dies den Dares sehr unlieb und sie gaben dies meiner Mutter auf so unzweideutige Weise zu erkennen, daß sie beschloß, von aller Erwähnung der Bekanntschaft abzusehen. Sie würde die Verwandtschaft selbst gestrichen haben, wenn Sie gekonnt hätte. Vielleicht war es sehr natürlich, daß die Dares durch unsere Nähe unangenehm berührt wurden",

setzte William im Tone der Entschuldigung hinzu. „Sie waren in den Augen der Stadt reich und angesehen, wir dagegen waren arm und unbekannt.“

Mr. Ashley ließ seine Gedanken in die Vergangenheit zurückschweifen. Ein gewisser Vorfall, der ihm stets etwas räthselhaft geblieben, ward ihm jetzt klar.

„William“, hob er wieder an, „als Mr. Dare, wie er sagte, in meinem Auftrage, wegen rückständigen Miethzinses Euch Execution ins Haus legte, muß er es in der Absicht gethan haben, Euch wieder aus der Stadt zu vertreiben.“

„Meine Mutter sagte, sie habe dies von jeher gedacht, Sir.“

„Ja, ja, nun verstehe ich. Aber, William, die Hälfte der Erbschaft, welche den Dares zugefallen, hätte mit Recht Deinem Vater gehört.“

„Wenn es um und um kommt, werden wir ohne diese Erbschaft ebenso gut fahren“, entgegnete William, während ein heiteres Lächeln sein Gesicht verklärte. „Freilich im Anfang war der Kampf ein harter.“

„Du hast recht!“ entgegnete Mr. Ashley mit Wärme. „Die Wege der Vorsehung sind wunderbar. Ja, William — und ich weiß, Du bist gelehrt worden, so zu denken — das, was die Menschen Zufall nennen, ist stets Gottes Fügung. Bedenke die Umstände, von welchen die Dares begünstigt wurden; bedenke die Drangsale und Anfechtungen, mit welchen Ihr zu kämpfen gehabt habt! Die Dares besaßen Reichthum, Stellung, einen einträglichen Erwerb. Sie besaßen alles, was eine dem Mittelstand angehörende Familie sich wünschen kam, während Armuth und Mangel

Euer Theil war. Und nun sieh, was sie jetzt sind. Mr. Dare's Wohlstand ist zerrüttet — er steckt in Schulden; ich weiß, daß dies der Fall ist, William, obschon ich dies blos zu Dir sage. Thorheit, Leichtsinn, Irreligiosität herrschen in seinem Hause, seine Töchter fröhnen anmaßender Eitelkeit, seine Söhne etwas noch Schlimmerem. Binnen wenigen Jahren werden sie ganz herunter sein. Ja", setzte Mr. Ashley, mit dem Finger auf den Fußboden des Comptoirs zeigend, hinzu, „ganz herunter; ich sehe es kommen so gewiß, als die Sonne am Himmel steht. Deine Familie, William, wird, oder ich müßte mich sehr irren, künftig eine weit höhere Stellung einnehmen, als die Dares jemals behauptet haben, denn Ihr werdet die Gnade Gottes und den Beifall aller guten Menschen gewinnen."

„Daß Frank und Gar mit der Zeit eine ehrenwerthe Stellung einnehmen werden, läßt sich, wenn man auf die wunderbare Weise zurückblickt, auf welche Gott uns fortgeholfen hat, fast kaum bezweifeln", bemerkte William nachdenklich. „Was aber mich selbst betrifft, so bin ich nicht so sanguinisch."

„Nun, hast Du in Bezug auf Dich selbst keine Träume, denen Du gern nachhängst?" fragte Mr. Ashley.

„Wenn es auch der Fall ist, so sind doch diese Träume sehr unklare. Meine Stellung gewährt dem Ehrgeiz keinen Spielraum."

„Das weiß ich doch nicht", sagte Mr. Ashley. „Wärest Du nicht zufrieden, wenn Du einer der großen Fabrikanten dieser großen Stadt würdest?" fuhr er lachend fort.

„Blos wenn ich einer der allergrößten werden könnte wie —"

William stockte.

„Wie ich, zum Beispiel, nicht wahr?“ setzte Mr. Ashley ruhig hinzu.

„Ja, allerdings“, antwortete William, indem er seine innigblickenden Augen auf seinen Principal heftete. „Wäre es möglich, daß ich Ihnen in allen Dingen gleichkommen könnte — in gutem Ruf, Stellung und der Achtung meiner Mitbürger — so wäre dies für meinen Ehrgeiz allerdings genug, und ich würde mich zufrieden niedersetzen.“

„Gewiß nicht!“ rief Mr. Ashley. „Du würdest dann wünschen, Deinen Mitbürgern im Parlament zu dienen, oder irgend einer andern hochfliegenden Vision nachjagen. Es liegt einmal in der Natur des Menschen, immer höher steigen zu wollen, er kann nie ruhen. Sobald der eine Zweck seines Ehrgeizes erreicht ist, sucht er andere auf.“

„Nun, was mich betrifft, so will ich mich nicht solchen chimärischen Ideen hingeben“, war William's Antwort. „Es ist keine Aussicht vorhanden, daß ich jemals nur ein Fabrikant zweiten Ranges werde, geschweige denn einer von dem Ihrigen, Sir.“

„Nun, das Nächstbeste, was Dir beschieden werden könnte, wäre vielleicht, mein Compagnon zu werden, William.“

Der Ton, in welchem Mr. Ashley dies sagte, war so bedeutsam, daß William fühlte, wie sein Gesicht erglühte. Mr. Ashley bemerkte es.

„Hast Du diesen ehrgeizigen Gedanken jemals gehegt?“ fragte er.

„Nein, Sir, niemals. Diese Ehre ist, wie man allgemein annimmt, für Cyrill Dare bestimmt.“

„So", entgegnete Mr. Ashley ruhig. „Wenn Du Dich in Cyrill verwandeln könntest, so wäre es vielleicht möglich."

„Er selbst erwartet es, Sir."

„Glaubst Du, daß er ein würdiger Geschäftsgenosse für mich wäre?" fragte Mr. Ashley, indem er seinen Blick fest auf William richtete.

William gab keine Antwort. Vielleicht ward auch keine erwartet, denn Mr. Ashley hob wieder an:

„Ich will Dich nicht ermuntern, diesem speciellen ehrgeizigen Traume nachzuhängen, denn ich kann dazu nicht weit genug in die Zukunft sehen. Meine Absicht aber ist, Dich in der Welt vorwärts zu bringen. Mit meinem Sohne kann ich dies nicht thun", setzte er hinzu, während ein Ausdruck von Schmerz über sein Gesicht zuckte. „Für meinen Sohn kann ich weiter nichts thun als dafür sorgen, daß er nach meinem Tode keinen Mangel leidet. Wenn ich daher noch einige Jahre lebe, so kann ich, statt meinen Sohn, Dich vorwärts bringen, vorausgesetzt, William, daß Du fortfährst, es zu verdienen."

Ein Lächeln theilte William's Lippen. Diese Voraussetzung wollte er mit Gottes Hülfe ganz gewiß nicht Lügen strafen.

Mr. Ashley legte wieder seine Hand auf William's Schulter und schaute ihm ins Gesicht.

„Samuel Lynn hat mir einen sehr guten Bericht über Dich erstattet und Du weißt, daß unser Freund nicht so leicht jemand unbedingt lobt."

„Hat er das gethan?" entgegnete William mit Wärme. „Ich freue mich, daß er mit mir zufrieden gewesen ist."

„Er ist mehr als zufrieden. Ich darf indessen nicht

vergessen, daß mir Henry einen Auftrag an Dich ertheilt hat. Er ist sehr erzürnt, daß Du ihn nicht schon gestern Abend besucht hast. Ich will ihn später auch einmal nach Frankreich schicken und werde Dich ihm zum Führer mitgeben, William. Es kann dies in mehr als einer Weise nützlich für ihn sein."

„Ich werde Henry heute Abend besuchen, Sir. Doch muß ich ihn dann auf eine halbe Stunde verlassen, um zu Easts zu gehen."

„Du scheinst dies als eine Gewissenssache zu betrachten", bemerkte Mr. Ashley. „Du weißt, welchen Verdacht Henry das letzte Mal gegen Dich aussprach, als Du ihn auch verließest, um zu Easts zu gehen."

„Daß ich mich in Charlotte verliebt hätte, nicht wahr?" sagte William lachend. „Jedenfalls werde ich kommen, Sir, und mich in dieser Beziehung gegen Henry zu vertheidigen wissen."

Zehntes Kapitel.

Ein zerrissenes Herz.

Wenn es schon eine schwere Aufgabe wäre, die Bestürzung der Stadt Helstonleigh über Anthony Dare's Tod zu schildern, so würde es doch eine noch weit schwierigere sein, den Gemüthszustand der armen Anna Lynn zu beschreiben.

Herbert für schuldig halten konnte sie nicht und würde dies kaum gethan haben, selbst wenn ein Engel vom Himmel herabgekommen wäre und es bestätigt hätte.

Ungewißheit, Kummer, Angst und Unruhe erfüllten sie und versetzten sie in einen durchaus nicht beneidenswerthen Zustand.

Vor den Augen Patience's mußte sie diesen ebenso verbergen wie vor den Augen der ganzen übrigen Welt.

Hierzu kam, daß sie keinen Aufschluß über die nähern Umstände des Falles erhalten konnte. Zeitungsblätter kamen ihr nicht in die Hände und ihr Schuldbewußtsein raubte ihr den Muth, zu fragen.

Ihr ganzes Sein — wenn wir so sagen dürfen — bewegte sich jetzt in Herbert Dare; Vater, Freunde, Hei-

mat und Vaterland, alles hätte sie opfern können, um ihn zu retten. Mit Freuden würde sie ihr Leben für das seine geopfert haben. Dabei aber war sie nicht im Stande, sich ein richtiges Urtheil zu bilden, und sie sah die Ereignisse nicht mit unbefangenem Blick, sondern durch das trügerische Medium des Vorurtheils. Der so plötzlich auf sie herabgeschmetterte Streich zermalmte sie beinahe, und die furchtbare Ungewißheit nagte an ihrem Herzen. Sie schien jetzt nicht mehr das heitere, sorglose Kind zu sein wie früher; binnen wenigen Stunden hatte sie die Schranke kindischer Schüchternheit überschritten und den Ernst gewonnen, welcher durch Kummer und Schmerz erkauft wird.

An dem im vorigen Kapitel erwähnten Abend, kurz zuvor ehe William ausging, um sich seinem Versprechen gemäß zu Henry Ashley zu begeben, sah er vom Fenster aus Anna im Garten seiner Mutter sich über die Blumen neigend und nach ihm hinblickend. William glaubte in diesem Blick einen ganz besonders verstohlenen Ausdruck zu bemerken, und er ging zu ihr hinaus.

„Besiehst Du Dir die Blumen, Anna?" fragte er.

Sie wendete ihr schönes, jugendliches, leichenblasses Gesicht nach ihm herum.

„Ich habe so sehr gewünscht, Dich zu sprechen, William", sagte sie. „Ich ging eben in der Hoffnung, daß Du herauskommen würdest, hierher. Schon zu Mittag war ich einmal hier, aber Du nicktest mir blos durch das Fenster zu. Winken wollte ich Dir nicht gern."

„Es thut mir leid, daß ich Dich nicht verstanden habe, Anna. Was wünschest Du?"

„Du hast doch gehört, was geschehen ist — die furchtbare Geschichte! Hast Du sie vollständig gehört?"

„Ich glaube es. Wenigstens alles, was man davon weiß."

„Ich wünsche, daß Du sie mir erzählst. Patience will nicht davon sprechen. Hester schüttelt blos den Kopf und Gar möchte ich nicht gern fragen. Sag Du es mir."

„Es würde Dir nichts nützen, wenn Du es wüßtest, Anna", antwortete er ernst. „Besser wird es sein, wenn Du Dich bemühest, nicht daran zu denken und —"

„Still, William!" rief sie fieberhaft. „Du weißt, daß ein — ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und mir bestand. Wenn ich nicht alles erfahren kann, was es zu erfahren gibt, so sterbe ich."

William blickte herab auf die leichenblasse Wange, die schmerzlich zu ihm emporschauenden Augen, die zitternden, bittend gefalteten Hände. Vielleicht war es doch besser, wenn er ihr alles erzählte, als wenn er sie in diesem Zustand von Ungewißheit ließ.

„William, es gibt in der ganzen Welt außer Dir niemand, der etwas davon wüßte, daß er mein Freund war", hob sie flehend wieder an. „Du mußt es mir sagen — Du mußt es mir sagen!"

„Du wünschest also die nähern Umstände des Vorfalls zu hören, der Donnerstag Nacht stattgefunden hat?"

„Ja, alles, was damals und später geschehen ist. Ich habe blos unzusammenhängende Bruchstücke dieser entsetzlichen Geschichte gehört."

William willfahrte ihr. Er erzählte ihr alle zum Ver-

ständniß des Ganzen nothwendigen Thatsachen und verschwieg blos einige der nähern Einzelheiten.

Anna lehnte sich an das Gartenpförtchen und hörte schweigend zu. Ihr Gesicht war von William abgewendet und schaute durch die hölzernen Latten auf das Feld hinaus.

„Aber warum glaubt man ihm nicht?“ war ihre erste, in kurzem, schroffem Tone gesprochene Bemerkung. „Er sagt, er sei zu der Zeit, wo die That geschehen sein müsse, nicht im Hause gewesen; warum glaubt man ihm nicht?“

„Etwas behaupten ist leicht, Anna; das Gesetz verlangt aber Beweise.“

„Beweise? Er soll wohl sagen, wo er gewesen ist?“

„Versteht sich, und dann muß es auch noch bewiesen werden.“

„Bewiesen? Auf welche Weise denn? Ich verstehe von diesen Dingen nichts.“

„Nun gesetzt, Herbert behauptete, er habe jene Stunden zum Beispiel bei mir zugebracht. Dann muß ich ebenfalls vor Gericht erscheinen und seine Behauptung bestätigen. Dasselbe müßte durch alle andern Zeugen geschehen, die mich vielleicht mit ihm gesehen hätten, wenn nämlich deren vorhanden wären. Es würde dadurch das Alibi nachgewiesen, wie man es nennt.“

„Und dann würde man ihn freilassen? Wie, wenn nun blos ein einziger Zeuge da wäre, der für ihn spräche? Wäre dies genügend?“

„Ja wohl — vorausgesetzt, daß der Zeuge ein glaubwürdiger wäre.“

„Wenn also jetzt ein Zeuge aufträte und die Sache erklärte, so würde man ihn freilassen?“

„O nein, so schnell ginge dies nicht. Der Voruntersuchung gemäß soll er vor die Assisen gestellt werden, und ehe dies geschehen ist, kann er nicht freigelassen werden. Es ist höchst unklug von ihm, nicht zu gestehen, wo er an jenem Abend war — wenn er es nämlich sagen kann."

„Wo glauben denn die Leute, daß er gewesen ist? Was sagen sie?"

„Ich fürchte, Anna, die Leute glauben größtentheils, er sei nirgends außerhalb seines Hauses gewesen — wenigstens nicht nach elf oder halb zwölf Uhr."

„Dann sind die Leute sehr grausam!" rief Anna in leidenschaftlichem Ton. „Denken dies alle?"

„Vielleicht gibt es einige wenige, welche glauben, es sei so, wie er sagt, nämlich daß er wirklich nicht zu Hause gewesen und daß er folglich unschuldig ist."

„Und wo glauben denn diese, daß er gewesen sei?" hob Anna hastig wieder an. „Haben sie eine Vermuthung in Bezug auf den Ort, wo er gewesen sein könnte?"

William gab keine Antwort. Es war durchaus nicht räthlich, ihr alles zu sagen, was die Stadt schwatzte und vermuthete. Sein Schweigen schien sie aber in größere Aufregung zu versetzen, als es irgend eine Antwort hätte thun können. Vor Gemüthsbewegung zitternd und während ihr die Thränen über die Wangen strömten, rief sie:

„O William, sage mir, was man denkt. Sag es mir; ich bitte Dich flehend darum! Du kannst mich nicht in dieser Unruhe lassen. Wo glaubt man, daß er gewesen sei?"

Er ergriff sie bei den Händen, er neigte sich über sie, so zärtlich, wie ein Bruder gethan haben würde; er las in ihrem Gesicht, wie völlig unwahr die Versicherung gewesen,

die sie früher gegen ihn ausgesprochen — daß ihr an Herbert Dare nichts gelegen sei.

„Anna, liebes Kind", sagte er, „Du darfst Dich nicht auf diese Weise aufregen, es ist kein Grund dazu vohanden. Ich versichere Dir, daß ich nicht weiß, wo man glaubt, daß Herbert Dare in jener Nacht gewesen sei, und ebenso wenig weiß, soviel man hört, es sonst jemand. Es ist dies eben die Hauptsache — das Räthsel, worüber die Stadt den Kopf sich zerbricht."

Anna lehnte sich wieder an das Gartenpförtchen und schloß wie ermüdet und erschöpft die Augen. William empfand das innigste Mitleid mit ihr.

„Er ist vielleicht doch nicht der Thäter, Anna", sagte er. Das war der ganze Trost, den er ihr zu bieten wußte.

„Vielleicht nicht der Thäter!" wiederholte sie in schmerzlichem Tone. „Er ist ganz gewiß nicht der Thäter. William, ich sage Dir, er ist es nicht. Glaubst Du, ich würde ihn vertheidigen, wenn er einer so bösen That fähig wäre?"

William wollte diesen Punkt nicht weiter mit ihr discutiren. Er sagte ihr daher auch nicht, daß ihr Glaube an seine Unschuld mit den Thatsachen unvereinbar sei.

„Warum muß er bis zu den Assisen im Gefängniß bleiben?" hob Anna wieder an. „Jener Mann, welcher bei Thomas Ashley Leder gestohlen hatte, ward ja, nachdem man ihn anfänglich verhaftet, auch wieder freigelassen bis zu den Assisen, wo er sich dann wieder stellen mußte."

„Jener Mann ward gegen Bürgschaft freigelassen, in

einem so schweren Falle wie dieser aber wird keine Bürgschaft angenommen."

„Ich kann jetzt nicht länger bleiben. Hester kommt, um mich hineinzurufen. Ich hoffe, daß Du mir alles erzählen wirst, was weiter in dieser Sache sich herausstellt", sagte sie, indem sie ihre flehenden Augen zu den seinigen emporhob.

„Noch ein Wort, Anna, ehe Du gehst, obwohl ich fürchte, daß es ganz vergeblich sein wird, es Dir zu sagen: Du mußt Herbert Dare vergessen."

„Ich werde ihn vergessen, William, wenn ich aufhöre, ein Gedächtniß zu besitzen", flüsterte sie. „Eher nicht. Du wirst aber mein Geheimniß bewahren, nicht wahr?"

„Treu und unverbrüchlich."

„Leb wohl, William. Ich habe keinen Freund weiter als Dich."

Mit diesen Worten eilte sie schnell nach ihrer Wohnung zurück.

William drehte sich herum, um seinen Weg nach Mr. Ashley's Hause fortzusetzen. Der Gedanke an Henry Ashley's unerwiderte Liebe lag auf seinem Herzen wie ein drückender Alp.



Elftes Kapitel.

Ein Sterbebett in Honey-Fair.

Mistreß Buffle stand in ihrem Hinterhause und hatte große Wäsche. Der Tag war heiß und der Wasserdampf nicht minder, und während Mistreß Buffle so darauf los rieb, begann sie zu glauben, sie werde niemals wieder kühl werden.

„Missis", kreischte eine feine Stimme von ihrem Kaufladen her, „Ben Tyrrett's Frau läßt fragen, ob Ihr ihr eine Kanne Weinessig borgen wollt. Soll ich sie ihr geben?"

Diese Worte wurden von der kleinen Dirne gesprochen, welche an Wasch- und Scheuertagen zur Aushülfe angenommen ward.

Mistreß Buffle ließ ihre Hände in dem Seifenwasser stecken und reckte ihr dunkelglühendes Gesicht über dem Waschfaß in die Höhe, um zu antworten.

„Matty", rief sie, „sage Mary Ann Tyrrett, sie habe mir ganz bestimmt versprochen, diese Woche etwas auf ihre Schuld abzuzahlen, aber ich hätte noch keinen Heller zu sehen bekommen."

„Sie sagt, es sollten ihrem Manne Umschläge auf den Kopf gemacht werden", rief Matty wieder zurück. „Er liegt krank im Bett und hat die Besinnung verloren."

„Das ist ihm schon recht", antwortete Mistreß Buffle. „Du kannst ihr aber den Weinessig geben, Matty. Sage, er koste anderthalb Penny. Ich hatte wohl gehört, daß dieser Mensch wieder angefangen hat zu trinken", setzte sie mit sich selbst sprechend hinzu. „Vorgestern Nacht ist er in der Betrunkenheit gar auf der nassen Straße liegen geblieben, bis man ihn am Morgen gefunden hat."

Später am Tage traf es sich, daß William Halliburton durch Honey-Fair kam und Charlotte East begegnete. Sie redete ihn an.

„Haben Sie gehört, Sir, daß Tyrrett bald sterben wird?" fragte sie.

„Tyrrett?" wiederholte William erstaunt. „Wer sagt es denn?"

„Der Arzt sagt es, glaube ich. Auch muß ich selbst gestehen, daß er ganz so aussieht. Mary Ann ließ mich rufen und ich bin so eben bei ihm gewesen."

„Aber was ist ihm denn so plötzlich zugestoßen?" fragte William. „Er war ja vorgestern noch bei seiner Arbeit."

„Bei der Arbeit war er allerdings, aber er konnte nicht sprechen, sagt man, in Folge jenes Uebels, das ihm schon so lange angehangen und sich nun in der Brust festgesetzt hat. An jenem Abend, nachdem die Arbeit vorüber war, begab er sich, anstatt nach Hause zu gehen und einen Teller Hafergrützsuppe oder dergleichen zu essen, in den Gehörnten Widder und trank dort, bis er auf keinem Beine mehr stehen konnte."

„Während er so brustkrank ist?“

„Ach, das war noch nicht das Schlimmste“, hob Charlotte wieder an. „Es war ein nasser Tag, wie Sie sich erinnern werden, Sir, und als Tyrrett auf dem Heimwege das kleine Gäßchen links vom Gehörnten Widder passiren wollte, fiel er dort nieder und blieb liegen bis zum frühen Morgen. In Folge der genossenen Getränke und der naßkalten Witterung hat er nun eine gefährliche Brustentzündung bekommen und der Arzt sagt, er habe nicht viele Stunden mehr zu leben.“

„Das thut mir leid zu hören!“ rief William. „Ist er bei Besinnung?“

„Gewissermaßen nur allzusehr“, entgegnete Charlotte. „Er scheint fürchterliche Reue zu empfinden. Er sagt, wenn er sein Leben nicht so übel angewendet hätte, so könnte er jetzt als ein guter Mensch sterben, anstatt als ein schlechter.“

William ging, durch diese Mittheilung sehr betroffen gemacht, weiter. Sein Weg führte ihn an Ben Tyrrett's Wohnung vorbei und er ging hinein.

Mary Ann schluchzte und wehklagte, von so vielen neugierigen und mitleidigen Nachbarinnen umringt, als die Küche fassen konnte. Alle schwatzten — wie nicht anders zu erwarten stand — bunt durch einander. Mistreß Croß hatte, um einigermaßen Ruhe zu schaffen, die drei kleinen Kinder mit sich nach Hause genommen und der Kranke lag in dem obern Zimmer, umgeben von mehreren seiner Kameraden, welche von seinem kritischen Zustande gehört hatten.

Einige der Frauen traten auf die Seite, als William eintrat, und schämten sich fast, bei so lautem Geplauder

überrascht worden zu sein. Es war bemerkenswerth, mit welcher Ehrerbietung man William begegnete, ohne daß er anmaßend gewesen wäre, ja eben sein Mangel an Anmaßung war der Grund. Obschon aber stets artig und freundlich gegen alle, blieb er dennoch durch und durch Gentleman.

„Aber, Mistreß Tyrrett, das ist ja eine sehr betrübende Neuigkeit", rief er. „Steht es mit Euerm Manne so schlimm?"

„Ach, er muß sterben! er muß sterben!" rief sie außer sich.

So mißlich auch ihr Zusammenleben gewesen, so war er doch immer ihr Mann und sie bebte mit Angst und Furcht vor der Zukunft zurück. Eine Witwe mit drei kleinen Kindern und das Armenhaus als einzige Zuflucht! Dies war die Aussicht, die sich ihr darbot.

„Er muß sterben", fuhr sie fort, „dennoch aber hätte er vielleicht noch einige Stunden länger leben können, wenn ich hätte bekommen können, was der Doctor verordnet hat."

William verstand sie nicht.

„Es war ein Zugpflaster und eine gewisse Medicin, Sir", bemerkte eine der umstehenden Frauen. „Der Doctor schrieb ein Recept und sagte, man sollte damit in die nächste Apotheke gehen. Als man das Recept aber dorthin brachte, sagte der Apotheker, den Tyrretts könne er nicht creditiren und sie müßten daher erst das Geld schicken, wenn sie die Medicin haben wollten."

„Dann war es also wohl nicht Doctor Parry, den man gerufen hatte, denn dieser verabreicht die Medicin in der Regel selbst."

„Nein, es war ein fremder Arzt, den man hatte holen

lassen, Sir. Doctor Parry hat für Tyrrett's vorige Krankheit noch keine Bezahlung erhalten und deshalb wollte man ihn nicht gern holen lassen. Die Apotheker sind in der Regel auch mißtrauische Leute, wenn man nicht gleich mit dem Geld in der Hand zu ihnen kommt."

William verlangte das Recept zu sehen. Man zeigte es ihm und er las den Inhalt, welchen er ebenso gut verstand wie der beste Arzt in Helstonleigh. Er riß ein Blatt aus seinem Notizbuche, schrieb einige Worte mit Bleistift darauf, faltete es mit dem Recept zusammen und ersuchte eine der Frauen, damit wieder in die Apotheke zu gehen. Dann ging er in das Krankenzimmer hinauf.

Tyrrett lag auf einer ärmlichen Werchmatratze in einer alten gebrechlichen Bettstelle. Zum Zudecken hatte er weiter nichts als eine dünne, baumwollene Steppdecke. Er athmete nur mit Mühe und sein Gesicht verrieth Angst und Unruhe.

William näherte sich ihm und bückte sich, um nicht mit dem Kopfe an die Decke des Zimmers anzustoßen.

„Es geht zu Ende mit mir!" stöhnte der Kranke. „Es geht zu Ende mit mir!"

„Das will ich nicht hoffen", sagte William. „Ich hoffe, Ihr werdet wieder besser werden. Ihr sollt ein Zugpflaster auf die Brust bekommen und —"

„Nein, er bekommt keins, Sir", unterbrach ihn einer der Männer, die um das Bett herumstanden. „Der Apotheker will es nicht schicken."

„O, er wird es schon schicken, wenn man ihn in geeigneter Weise darum bittet", sagte William. „Man ist jetzt

noch einmal hingegangen. Habt Ihr viel Schmerzen, Tyrrett?"

„Hier! hier!" antwortete der Kranke, auf seine Brust zeigend. „Aber das ist alles noch nichts gegen den Schmerz meines Gemüths. O Mr. Halliburton, Sie sind sehr freundlich. Können Sie nichts für mich thun? Ich soll nun bald vor meinen Schöpfer treten und er zürnt mir!"

William wußte nicht, was er antworten sollte. Tyrrett's Stimme war ein fortgesetztes Jammern und Wehklagen und er streckte bittend die Hände aus.

„Charlotte East war so eben da", fuhr er fort, „und sie sagte mir, ich sollte zu Christus gehen, denn dieser sei barmherzig und nehme die Sünder an. Aber wie soll ich zu ihm gehen? Wenn ich es auch versuche, Sir, so kann ich doch nicht, denn mein vergangenes Leben drängt sich dazwischen. Ich bin ein schlechter Mensch gewesen, ich habe mich in meinem ganzen Leben nicht ein einziges Mal bemüht, Gott zu gefallen."

Die Worte hallten durch die Stille des Zimmers und machten einen schauerlichen Eindruck. Welch ein Geständniß! Während eines ganzen Lebens und trotz aller Segnungen, von welchen dasselbe begleitet gewesen, nicht ein einziges Mal bemüht gewesen zu sein, Gott zu gefallen!

„Ich habe niemals an Gott gedacht", fuhr der Sterbende fort. „Ich habe niemals nach ihm gefragt oder versucht, ihm zu gefallen, oder das Geringste für ihn gethan. Und nun soll ich seinem Zorne gegenübertreten und weiß keine Hülfe. Samuel Little, trockne mir einmal den Schweiß von der Stirn."

„Ihr könnt ja wieder gesund werden“, sagte William. „Dann muß Euer künftiges Leben das vergangene wieder gutmachen.“

„Nein, ich komme nicht wieder auf, Sir. Ich fühle, daß die Welt für mich zu Ende ist“, war die Antwort. „Es ist aus mit mir und ich habe niemand, der mir ein Wort des Trostes spendete. Können Sie mir keins sagen, Sir? Ich muß sterben und Gott zürnt mir.“

William neigte sich über ihn.

„Ich kann blos sagen, was Charlotte East gesagt hat“, flüsterte er. „Versucht Euern Heiland zu finden. Noch in der letzten Stunde nimmt er den Sünder an.“

„Aber ich habe nicht mehr Zeit, ihn zu suchen!“ stammelte Tyrrett zitternd. „Ich fände ihn vielleicht noch, wenn ich Zeit hätte, aber ich habe keine.“

William, der bei seiner Jugend und Unerfahrenheit nicht den Muth hatte, auf die Besprechung eines so hochwichtigen Themas einzugehen, fühlte, daß er auch nicht die dazu nöthige Beredtsamkeit besaß. Unter diesen Umständen that er, was er konnte, und dies bestand darin, daß er nach einem Geistlichen schickte, der diesem Ruf auch sofort entsprach.

Das Zugpflaster kam auch, ebenso wie die verordnete Medicin. William ging nach Hause, in der Hoffnung, daß dies alles ein heilender Balsam für den Kranken sein werde.

Diese Hoffnung war aber eine trügerische. Tyrrett starb am nächsten Morgen.

Als William wieder hinkam, um sich zu erkundigen, fand er ihn schon todt. Einige der Männer, die er am

Abend vorher bei Tyrrett gesehen, waren in der Küche versammelt.

„Er ist so eben erst gestorben, Sir", sagte einer. „Die Weiber sind jetzt oben bei ihm. Sie haben seine untröstliche Frau zu ihrer Mutter geführt."

„Starb er im Frieden?" fragte William.

„Ach nein, Sir. Er stöhnte und schrie bis zum letzten Augenblick und ballte vor Angst und Schmerz die Hände. Seine Schwester Elise, ein garstiges, hartherziges Weib, war auch da und machte seiner Frau die bittersten Vorwürfe, indem sie sagte, sie sei schuld, daß er sich den Trunk angewöhnt habe. Der Geistliche konnte aber auch nichts mit ihm anfangen", setzte der Sprechende in gedämpftem Tone hinzu.

„Nicht?" rief William und der Athem stockte ihm in der Brust.

Der Mann schüttelte den Kopf.

„Tyrrett war nicht in der geeigneten Gemüthsstimmung dazu, Sir", fuhr er dann fort. „Er schrie fortwährend, er habe ein schlimmes Leben geführt und niemals an Gott gedacht — dies waren seine letzten Worte. Es ist nicht gut, wenn der Mensch so stirbt, Sir. Wir alle, die wir dabei gewesen, sind davon noch sehr erschüttert. Man bedenkt unwillkürlich, Sir, was für ein Ort es wohl sein mag, wo seine Seele jetzt weilt."

William richtete mit dem Ausdruck von Hoffnung und Ermuthigung den Kopf empor.

„Könntet Ihr nicht den Tod des armen Tyrrett Euch zu einer ernsten Warnung und Mahnung dienen lassen?" rief er.

Niemand antwortete ihm. Fünf Männer waren zugegen und alle fünf führten einen leichtsinnigen Lebenswandel. Dennoch aber hörten sie nicht gern von Mahnung und Warnung sprechen, obschon der gegenwärtige Augenblick ein ungewöhnlich ernster war.

„Die Religion ist etwas gar so fürchterlich Trauriges und Düsteres, Sir", sagte einer der Arbeiter.

„Die Religion etwas Trauriges und Düsteres?" wiederholte William. „Allerdings gibt es vielleicht Leute, die etwas Trauriges und Düsteres daraus machen, aber dann, glaube ich, kann ihre Religion nicht die rechte sein. Ich glaube nicht, daß die Menschen in die Welt gesetzt worden sind, um traurig zu sein. Dazu ist Zeit genug, wenn Drangsale kommen."

„Was ist denn eigentlich die Religion?" fragte einer der Leute.

„Die Religion ist etwas, was sich weit leichter fühlen als sagen läßt", antwortete William. „Ich bin kein Prediger und kann daher mir nicht die Aufgabe stellen, Euch aufzuklären. Wir würden doch zu keiner Verständigung über diesen Punkt kommen, wollten wir auch den ganzen Tag darüber sprechen. Lieber möchte ich mit Euch vom Leben und den praktischen Pflichten desselben sprechen."

„Tyrrett sagte, er hätte niemals auf irgend eine seiner Pflichten geachtet. Es war dies eben sein Gejammer die ganze Nacht hindurch, Sir. Er sagte, er habe getrunken und geflucht und sein Weib geschlagen und noch vieles Andere gethan, was er nicht hätte thun sollen."

„Ich fürchte allerdings, daß dem so gewesen ist", entgegnete William. „Das Leben des armen Tyrrett war aus

drei Elementen zusammengesetzt — Arbeit, Trunk, Zank — und keins führte zur Zufriedenheit. Ich fürchte, es können in Honey-Fair das noch sehr viele von sich sagen."

Die Arbeiter mochten Gewissensbisse empfinden und einige von ihnen begannen sich unbehaglich zu fühlen. Sie tranken auch, sie hatten auch oft Streit und Zank, sie hatten sich ebenfalls mehr als einmal durch die bösen Zungen ihrer Weiber zu Gewaltthätigkeiten hinreißen lassen.

„Zu wiederholten Malen", fuhr William fort, „forderte ich Tyrrett auf, des Abends mit zu Robert East zu kommen. Er kam aber niemals. Dennoch kann ich Euch sagen, meine Freunde, hätte er vor einem Jahre, als die Gesellschaft — wie man es nennt — sich erst bildete, angefangen, seine Abende dort zuzubringen, so stände er jetzt vielleicht gesund und munter unter uns, anstatt todt dazuliegen."

„Meinen Sie, er wäre religiös geworden, Sir?"

„Ich habe Euch schon gesagt, daß wir die Religion aus dem Spiele lassen wollen, denn dieser Name scheint Euch einmal nicht zu gefallen. Hätte Tyrrett Gefallen an einer vernünftigen und lehrreichen Abendunterhaltung finden gelernt, anstatt sich ins Wirthshaus zu setzen, so würde dies in seiner Denkweise einen wunderbaren Unterschied bewirkt haben, und eine andere Lebensweise wäre die nothwendige Folge davon gewesen. Seht einmal seinen Schwiegervater Croß an. Dieser lebte auch ohne Hoffnung oder Ziel, in Uneinigkeit mit seinem Weibe und mit der Welt und wünschte sich immer den Tod. Alles dies ist aber jetzt vorüber.

Glaubt Ihr, daß ich mit schmutzigem Gesicht und zerrissenem Rock einhergehen möchte?"

Die Leute lachten. Sie sagten, das glaubten sie nicht.

„Bei Croß war dies aber der Fall. Jetzt seht Ihr gleichwohl nichts mehr davon. Mit vielen Andern ist es ebenso gegangen."

Die Arbeiter fühlten abermals Gewissensbisse und bemühten sich, ihre Ellbogen zu verbergen.

„Das ist wahr", sagte einer.

„Croß und einige Andere werden jetzt ganz schmuck, inwendig sowohl als auswendig", bemerkte William. „Sie gewinnen Selbstbeachtung, eine der besten Eigenschaften, die der Mensch besitzen kann. Man sieht sie jetzt nicht mehr zerlumpt, oder betrunken, oder in irgend einem andern unerfreulichen Zustande auf der Straße. Um keinen Preis würden sie sich jemals wieder dazu verstehen. Dies alles haben Sie dem Besuche der Abendgesellschaften bei Cast zu verdanken. Sie fangen an einzusehen, daß es besser ist, ein angenehmes Leben zu führen als ein unangenehmes. Es wird nicht lange dauern, so hat Croß wieder Möbel genug, um sich eine ordentliche Wohnung miethen zu können. Er wird auch — und noch viele andere mit ihm — wie ich fest glaube, anfangen, sich Rüstzeug anderer Art anzuschaffen."

„Was denn für welches?"

„Solches, dessen er für das zukünftige Leben bedarf, das Leben, zu welchem Tyrrett nun eingegangen ist", entgegnete William in ernsterem Tone. „Es ist dies ein Leben, glaubt mir, welches kommen muß; unsere kleine Spanne Zeit hienieden ist im Vergleich mit der Ewigkeit nur wie eine Theetasse Wasser im Verhältniß zu dem großen Fluß, der

durch die Stadt strömt, und es ist gut, darauf vorbereitet zu sein. Die nächsten fünf Mitglieder unserer Gesellschaft bei East seid Ihr."

„Wir, Sir?"

„Ja, obschon Ihr, wie ich glaube, gewohnt gewesen seid, Eure Freunde, welche dorthin gehen, mit dem Ehrentitel Kopfhänger zu bezeichnen. Ich wünschte, daß Ihr gleich heute Abend mit hinkämet. Wenn es Euch nicht gefällt, so braucht Ihr ja nicht wiederzukommen. Nicht wahr, Ihr thut mir den Gefallen und kommt heute Abend?"

Die Arbeiter sagten, sie würden kommen, und William ging zufrieden fort, obschon er kaum wußte, wie Robert East für diese neuen Gäste Platz finden würde.

Er war nur wenige Schritte gegangen, als er Mistreß Buffle begegnete. Sie blieb stehen, um von Tyrrett zu sprechen.

„Es wäre auch besser gewesen, wenn er seine freie Zeit bei Easts und nicht im Wirthshause zugebracht hätte", bemerkte sie.

„Das haben wir eben auch gesagt", antwortete William. „Ich wollte, wir könnten ganz Honey-Fair dorthin bekommen, obschon freilich kein Platz für noch mehr Leute da ist, als jetzt schon sich einfinden. Ich werfe zuweilen einen sehnsüchtigen Blick auf das Gebäude, welches, wie man sagt, ein Mormonentempel werden sollte, aber nicht ausgebaut worden ist, weil sich ein Streit unter den Mormonen selbst über die Zahl der Weiber erhob, welche jeder Aelteste auf sein Theil nehmen könnte."

„Welch eine verruchte Idee!" rief Mistreß Buffle. „Ich

sollte meinen, man hätte schon mit einem Manne Aerger genug, ohne daß man deren mehrere brauchte."

„O, davon ist nicht die Rede", sagte William lachend. „Die Weiber sollen nicht etwa mehr als einen Mann haben, sondern blos die Männer mehrere Weiber. Indessen, ich wollte, wir könnten das Gebäude bekommen. Cast wird nächstens die Versammlung in seinem Garten abhalten müssen."

„Es läßt sich nicht leugnen, daß die Sache für Honey-Fair schon ihre guten Folgen gehabt hat", erkannte Mistreß Buffle an. „Nicht blos die Männer, welche diese Abendunterhaltungen besuchen, sind solider geworden, sondern auch ihre Weiber. Wenn die Männer in den Wirthshäusern saßen, so wurden sie nicht blos betrunken und streitsüchtig, sondern sie verthaten auch ihr Geld. Jetzt dagegen bleiben sie nüchtern und manierlich und behalten ihr Geld. Die Weiber sehen dies recht wohl ein und geben sich nun auch Mühe, besser zu wirthschaften. Damit will ich aber durchaus nicht gesagt haben, daß alles schon so sei, wie es eigentlich sein soll", setzte Mistreß Buffle in gönnerhaftem Tone hinzu.

„Es wird mit der Zeit schon noch werden", sagte William. „Das Nächste, was wir zu thun haben, ist, uns nach einem größern Lokal umzusehen."

„Aber es muß eins mit einem Kamin und Schornstein sein, nicht wahr?" fragte Mistreß Buffle.

„Ja wohl; an Winterabenden könnten wir doch nicht ohne Feuer sein. Bequemlichkeit und Behaglichkeit ist bei solchen Dingen etwas, was durchaus nicht übersehen werden darf."

„Wenn kein Kamin nöthig wäre, so hätte ich unsere große Dachstube anbieten können, Sir. Das Kamin aber, welches sich darin befindet, ist in zu schlechtem Zustande, und sowie man Feuer darin angezündet hat, löscht es der Rauch wieder aus. Uebrigens müßten auch die Leute dann durch den Laden gehen, was unsere Kundschaft stören würde.“

„Allerdings“, stimmte William bei; „wir müssen sehen, wie wir uns auf andere Weise helfen können.“

Zwölftes Kapitel.

Die Dares ernten, was sie gesäet haben.

Die Pyramiden Aegyptens wurden erst im Laufe der Zeit und nach vieler Arbeit und Anstrengung wirkliche Pyramiden, wie der Polizeisergeant Delves in seiner orakelhaften Weise bemerkte. Die Anstrengungen dieses würdigen Beamten aber, so groß dieselben auch waren, erwiesen sich dennoch in Bezug auf die Sache, mit welcher er die Pyramiden verglichen, als beinahe gänzlich fruchtlos.

Alle von ihm und seinen Leuten unternommenen Nachforschungen verbreiteten über Herbert Dare's Thun und Treiben in jener verhängnißvollen Nacht kein Licht. Wo er die Stunden zugebracht, blieb ein undurchdringliches Geheimniß, und der Polizeisergeant mußte zugestehen, daß alle seine Bemühungen in diesem Punkte fruchtlos waren.

Ganz natürlich kam er zu dem Schlusse, daß Herbert Dare, soweit die äußere Welt in Frage kam, nirgends, sondern ganz einfach zu Hause gewesen sei und die Unthat verübt habe.

Diesen Schluß hatte der Polizeisergeant übrigens gleich von vornherein gezogen und bisjetzt durch nichts erschüttert

gesehen. Nichtsdestoweniger war es seine Pflicht, alles, was er und seine Leute zu leisten im Stande waren, aufzubieten, und es wurden deshalb die umfassendsten Nachforschungen angestellt. Jedes öffentliche Etablissement in der Stadt, welcher Gattung es auch angehören, ob es ein Billardzimmer oder ein Austerladen, ein feines Hotel oder ein obscures Wirthshaus sein mochte, ward durchforscht, aber niemand gab zu, Herbert Dare an jenem Abend gesehen zu haben. Kurz, es war keine Spur von ihm aufzufinden.

„Er ist ebenso wenig außerhalb seiner Wohnung gewesen als ich“, sagte der Sergeant bei sich selbst, und die Stadt Helstonleigh huldigte derselben Ueberzeugung.

Das Haus der Dares war verödet — in einem Grade und auf eine Weise, wie sie es wohl schwerlich erwartet hatten. Ein niederschmetternder Streich hatte Mr. und Mistreß Dare getroffen. Ihren ältesten Sohn auf so furchtbare Weise zu verlieren, schien an und für sich Schmerz genug für eine ganze Lebenszeit. Von welcher Art auch seine Fehler gewesen sein mochten — und Helstonleigh wußte, daß er an Fehlern ziemlich reich war — so war er ihnen doch theuer, der Mutter besonders theurer als ihre andern Kinder.

Herbert hatte in seinem Gespräch mit Anna Lynn bemerkt, Anthony sei der Liebling seiner Mutter. Dies war auch der Fall. Sie hatte ihn innig geliebt und war gegen seine Fehler so zu sagen blind gewesen.

Weder sie noch ihr Gatte gehörten zu den Frommen dieser Welt und fromme Betrachtungen wurden von ihnen, wie von so vielen Andern in Helstonleigh, bis zu ihrem

dem Anscheine nach noch fernen Sterbebett verschoben. Aber sie hätten weniger als Menschen, schlimmer als Heiden sein müssen, wenn sie gegen das Schicksal Anthony's, der mitten in seinen Sünden hinweggerafft worden, unempfindlich geblieben wären. Er war mit einem Mal aus dieser Welt hinweggenommen — und wie stand es mit ihm in der andern? Dies war eine Frage, eine Ungewißheit, die sie nicht weiter zu verfolgen wagten, und sie saßen zu beiden Seiten ihres vereinsamten Herdes und wehklagten und jammerten.

Es wäre dies schon Kreuz und Anfechtung genug gewesen, um ein ganzes Leben zu überschatten, aber das unerbittliche Schicksal ließ es dabei noch nicht bewenden. Bei dem Stolze, den die Dares gehegt, bei der Stellung, die sie in Helstonleigh eingenommen, war das Unglück, welches sie getroffen, der schwerste Schlag, der sie hätte ereilen können. Sie mußten den Becher der Demüthigung leeren bis auf die Hefen.

Mochte Herbert nun vor den Assisen schuldig gefunden werden oder nicht, so lag er doch jetzt im Gefängniß wie ein gemeiner Verbrecher, und diese Schmach ließ sich nie wieder austilgen.

Hielten seine Aeltern ihn für schuldig? Sie wußten es selbst nicht. Ihn eines solchen Verbrechens verdächtig halten zu müssen, war für ihre Gefühle im höchsten Grade peinlich; aber warum weigerte er sich so hartnäckig, zu sagen, wo er in der verhängnißvollen Nacht gewesen? Dies war es, was sie zweifelhaft machte.

Eine schwere, düstere Wolke hatte sich auf das Haus herabgesenkt und schien auf allen Bewohnern desselben zu

lasten. Selbst die Diener gingen mit traurigen Gesichtern und leisen Tritts einher. Die Töchter wußten, daß ein Unglück sie ereilt, von welchem sie sich niemals ganz wieder erholen würden. Ihr glänzender Stern in der kleinen Sphäre von Helstonleigh war erblichen, ja vielleicht ganz unter den Horizont hinabgesunken. Ward Herbert schuldig gefunden, so konnte ihr Stern niemals wieder aufgehen.

Adelaide sprach fast kein Wort. Sie schien, abgesehen von dem allgemeinen Unheil, noch einen besondern Schmerz oder Kummer im Herzen zu tragen. Wenigstens glaubte dies Signora Varsini, und diese war eine scharfblickende Beobachterin. Adelaide brachte den größten Theil ihrer Zeit allein in ihrem Zimmer zu.

Rosa und Minny waren größtentheils bei ihrer Gouvernante. Sie waren jetzt schon alt genug, um ebenso zu fühlen wie die Uebrigen. Rosa zählte achtzehn Jahre und hatte schon angefangen, mit Mistreß Dare und Adelaide in Gesellschaft zu gehen. Nun aber war alles aus — Gesellschaften, Lustbarkeiten, Vergnügungen — und auch dies machte sich als ein Theil des Unglücks fühlbar.

Als der erste Schrecken ausgestanden, das Begräbniß vorüber war und die Familie sich ihrer ruhigen Trauer hingab, forderte die Gouvernante ihre beiden Schülerinnen auf, die unterbrochenen Studien wieder fortzusetzen. Die beiden Mädchen hatten dazu keine Lust und wendeten sich deshalb an ihre Mama. Es sei grausam von Mademoiselle, dies zu verlangen, sagten sie.

Mademoiselle entgegnete, ihr Beweggrund sei ein durchaus nicht grausamer. Sie sei überzeugt, daß Beschäftigung für das Gemüth das beste Gegenmittel gegen Kummer und

Schmerz sei. Wenn ihre Schülerinnen ihre Studien nicht wieder beginnen wollten, weshalb solle sie selbst dann noch länger bleiben? fragte sie. Dann thäte Madame Dare besser daran, sie zu entlassen. Sie wolle ohne vorherige Kündigung gehen, wenn Madame es wünsche; es werde ihr nur angenehm sein, wieder auf den Continent zurückkehren zu können. Dort kämen in der guten Gesellschaft keine Mordthaten vor, wenigstens habe sie selbst niemals persönliche Erfahrungen in dieser Beziehung gemacht.

Mistreß Dare schien nicht auf diesen Vorschlag eingehen zu wollen. Die Gouvernante war eine sehr tüchtige Lehrerin, und es war für die vollständige Ausbildung ihrer Schülerinnen nothwendig, daß diese ihren Unterricht wenigstens noch ein Jahr genossen.

Ueberdies hatte der Polizeisergeant auch angedeutet, daß das Zeugniß der Signora bei der öffentlichen Gerichtsverhandlung erfordert werden würde und daß man ihr daher jetzt nicht gestatten könne, abzureisen.

Mr. Dare seinerseits glaubte, wenn er der Gouvernante erlaube, abzureisen, so könne er leicht in den Verdacht kommen, er habe die Aussage der Italienerin beseitigen wollen, was für Herbert leicht von nachtheiligen Folgen sein könne.

Somit mußte Mademoiselle sich darein fügen, zu bleiben.

„Très-bien“, sagte sie in ihrer gewohnten kaltblütigen Weise. „Ich werde bleiben, aber dann müssen auch die jungen Damen ihre Studien wieder beginnen.“

Mistreß Dare war damit einverstanden.

Minny, die mit einem unüberwindlichen Hange zur

Trägheit behaftet war, brach zuweilen über den ihr aufgegebenen Arbeiten in Thränen aus und schob die Schuld auf ihren Kummer über Herbert's ungewisses Schicksal.

Eines Tages, als sie dies wieder that, rief die Gouvernante heftig:

„Er verdient, im Gefängniß zu sitzen!"

„Wie können Sie das sagen, Mademoiselle!" fragte Minny in vorwurfsvollem Tone.

„Ich sage es, weil er ein Narr ist", entgegnete Mademoiselle. „Er sagt, er sei zu der Zeit, wo die That verübt worden, nicht zu Hause gewesen. Ich will es ihm glauben, aber warum sagt er dann nicht, wo er gewesen ist? Ich halte ihn deshalb für einen Narren."

„Dann können Sie ebenso gut sagen, daß Sie ihn für schuldig halten, Mademoiselle", entgegnete Minny.

„Aber ich halte ihn nicht für schuldig!" rief Mademoiselle. „Ich habe gleich von Anfang an gesagt, daß er nicht schuldig sei. Ich halte ihn nicht für fähig, seinem Bruder oder sonst jemand so etwas zuzufügen. Ich war früher einmal, als ich ihm italienische Lectionen gab, sehr befreundet mit ihm, aber ich habe nie etwas von ihm gesehen, was mich glauben lassen könnte, er besäße eine so grausame Gemüthsart."

In der That hatte auch die Gouvernante von Anfang an bestimmter als irgend jemand im Hause ihren Glauben an Herbert's Unschuld erklärt. Sie hielt ihn wirklich und aufrichtig eines so schweren Verbrechens nicht für fähig. Er besaß keine grausame oder rachsüchtige Gemüthsart, und es ließ sich nicht von ihm vermuthen, daß er jemand

auflauern und ihn heimlich überfallen würde. Sie hatte nie geglaubt, daß er dies thun könne, und glaubte es auch jetzt nicht.

Die Meinung des Polizeisergeanten Delves ging dahin, daß der, welcher Anthony überfallen, ihm wirklich im Speisezimmer aufgelauert und sich bei seinem Eintritt sofort auf ihn geworfen habe.

Dennoch ist es möglich, daß derselbe Umstand, welcher die Uebrigen stutzig machte, diese Wirkung auch auf Mademoiselle äußerte — der Umstand nämlich, daß Herbert Dare sich weigerte zu sagen, wo er während jener Zeit gewesen. Da sie glaubte, er könne sich hierüber, wenn er sonst wolle, vollkommen genügend ausweisen, so hielt sie sich für berechtigt, ihm das sicher nicht schmeichelhafte Prädikat zu verleihen, dessen sie sich, wie wir gesehen haben, in ihrer Unterredung mit Minny bediente. Ueber das unglückliche Schicksal Anthony's legte sie aufrichtige Trauer an den Tag und beklagte ihn innig und wahrhaft.

Cyrill und Georg wurden von dem schweren Schicksal, das ihre Familie ereilt, auch mit heimgesucht. Der eine Bruder ruhte jetzt im Grabe, der andere harrte im Gefängniß seinem Urtheil entgegen, und sie konnten daher ihren Vergnügungen nicht wohl so nachgehen wie früher, Vergnügungen aber waren für Cyrill und Georg Dare ein Bedürfniß des täglichen Lebens geworden. Ihre Freunde und Kameraden zogen sich von ihnen zurück, oder sie glaubten dies wenigstens. Sie bildeten sich ein, daß die Leute ihnen auf der Straße aus dem Wege gingen. Cyrill glaubte, wenn er in der Fabrik in Samuel Lynn's Zimmer stand, zu bemerken, daß die Arbeiter, wenn sie hinein- und heraus-

gingen, ihn von der Seite anschielten. Es war aber vielleicht alles blos Einbildung.

Georg Dare wollte gern Offizier werden, und eins der Parlamentsmitglieder für die Stadt hatte seinem Vater halb und halb versprochen, zu sehen, was sich bei dem Kriegsministerium thun ließe. Ging jedoch auch diese auf jenes Versprechen gebaute Hoffnung nicht in Erfüllung, so glaubte Georg, sein Vater werde schon das nöthige Geld zusammenbringen, um ihm ein Offizierspatent kaufen zu können. Solange aber Herbert's Unschuld nicht außer allem Zweifel gesetzt war — und wer konnte wissen, ob dies jemals geschehen würde? — konnte von Georg's Eintritt in die Armee keine Rede sein.

Dieser Zustand der Dinge war natürlich für Cyrill und Georg Dare ein durchaus nicht angenehmer. Er ließ sich aber einmal nicht ändern und sie konnten weiter nichts thun, als ihrem Unmuth durch Ausbrüche im Stillen Luft machen.

Ja, das Unglück lastete auf allen, auf den Aeltern wie auf den Kindern. Natürlich empfanden die letztern es bei weitem nicht so als die erstern. Diesen waren jetzt nur freudenlose Tage und schlaflose Nächte beschieden. Die Welt schien für sie zu jammervoll zu werden, um noch darin leben zu können.

„Es muß ein unheilvolles Fatum über unsern Söhnen walten“, rief Mr. Dare eines Tages in der Bitterkeit seines Gemüths, während er mit rastlosen Schritten im Zimmer auf und ab ging und seine Gattin, den Ellbogen auf den Tisch und die Wange auf die Hand stützend, in

stummes Hinbrüten versunken dasaß. „Wenn nicht ein unbeugsames Fatum über ihnen waltete, so wären sie nicht so aus der Art geschlagen.“

Diese Worte reizten Mistreß Dare. In ihrer unglücklichen Gemüthsstimmung gewährte es ihr gewissermaßen Erleichterung, wenn sie Stoff zu gereizten Bemerkungen erhielt. Wenn ihr Gatte sich abfällig über ihre Söhne aussprach, so nahm sie allemal die Partie derselben.

„Aus der Art geschlagen?“ wiederholte sie heftig.

„Nun, dann wollen wir sagen, den bewandten Umständen nach, wenn Dir das lieber ist“, entgegnete Mr. Dare. „Nach meiner Ansicht aber sind sie wirklich nicht gerathene Kinder zu nennen. Sie haben von jeher in allen Dingen ihren Willen gehabt, sie sind von uns mit allem versehen worden, was ihr Herz wünschen konnte — sie haben mich durch ihre Verschwendung ruinirt —“

„Ruinirt?“ wiederholte Mistreß Dare abermals in vorwurfsvollem Tone.

„Ja wohl, ruinirt! So weit ist es beinahe gekommen. Und was hat dies alles genützt? Weit, weit besser — dies sehe ich nun ein — wäre es für sie gewesen, wenn sie zur Selbstverleugnung erzogen worden wären und um das tägliche Brot hätten arbeiten müssen.“

„Wie kannst Du so etwas sagen!“ entgegnete Mistreß Dare in immer heftigerem Tone.

Mr. Dare blieb seiner Gattin gegenüber stehen.

„Sind wir wohl glücklich in unsern Söhnen?“ fragte er. „Sprich einmal die Wahrheit!“

„Wie könnte wohl irgend jemand glücklich sein, wenn

er von einem Unglück wie dieses betroffen würde?" entgegnete sie.

„Gut, lassen wir dies einmal beiseite. Was sind unsere Söhne außerdem? Widerspenstig gegen uns, führen sie vor den Augen der Welt einen schlechten Lebenswandel."

„Wer sagt, daß sie einen schlechten Lebenswandel führen?" fragte Mistreß Dare, während ihr zugleich eine innere Stimme zuflüsterte, daß sie diesen Einwand nicht hätte erheben sollen. „Sie sind vielleicht ein wenig leichtsinnig, aber dies ist bei jungen Leuten von ihrem Alter und Stande in der Regel der Fall. Ihre Fehler sind blos Fehler der Jugend und eines ungezügelten Sinnes."

„Dann wünschte ich, daß ihr Sinn ein wenig gezügelt worden wäre", antwortete Mr. Dare. „Es kann jetzt nichts nützen, wenn wir einander Vorwürfe machen", fuhr er wieder auf und ab gehend fort, „aber so viel steht fest, daß wir bei der Erziehung unserer Kinder große Fehler begangen haben. Anthony ist todt. Herbert wird ihm vielleicht auf noch weit schmachvollere Weise nachfolgen. Cyrill —" Mr. Dare hielt in seiner Aufzählung plötzlich inne und fuhr dann, sich wieder dem Thema im Allgemeinen zuwendend, fort: „Unsere Kinder haben uns bis jetzt weder Freude noch Trost gebracht und werden uns auch dergleichen nicht bringen."

„Was kannst Du aber gegen Cyrill anführen?" fragte Mistreß Dare heftig. Die Klagen ihres Gatten machten sie reizbar und er hatte denselben in der letzten Zeit nur allzu häufig Worte geliehen. „Wenn Cyrill ein wenig leichtsinnig ist, nun, so ist dies ein Fehler, der einem jungen

Mann von Stande wohl zu verzeihen ist. Etwas Anderes läßt sich nicht gegen ihn erinnern."

„Ist Diebstahl vielleicht auch etwas, was an einem jungen Manne von Stande zu entschuldigen ist?"

„Diebstahl?" wiederholte Mistreß Dare.

„Ja, Diebstahl. Ich habe Dir bis jetzt vieles verschwiegen, Julie, um Deine Gefühle zu schonen. Es wird aber vielleicht gut sein, wenn Du von dem, was Deine Söhne wirklich sind, ein wenig mehr erfährst. Cyrill schwebte in großer Gefahr, da stehen zu müssen, wo Herbert stehen wird — an der Schranke des Gerichts, obschon wegen eines geringern Verbrechens. Uebrigens weiß ich auch jetzt noch nicht bestimmt, ob nicht diese Gefahr ihn doch noch ereilt."

Mistreß Dare blickte erschrocken auf.

„Was hat er denn gethan?" fragte sie und ihr Ton ward allmälig schüchtern.

„Ich sage, ich hätte Dir diese Dinge bis jetzt verschwiegen. Ich wollte, ich hätte sie Dir für immer verschweigen können, aber wie es scheint, droht jetzt von allen Seiten Entlarvung und Bloßstellung, und es wird besser sein, wenn Du darauf vorbereitet bist. Wenn ich des Morgens erwache, so ist Furcht mein erster Gedanke, während des Tages bebe ich vor meinem eigenen Schatten zurück und ergehe mich in bangen Muthmaßungen über das Schicksal, welches meinen Kindern noch beschieden sein wird. Herbert schwebt in Gefahr, dem Henker in die Hände zu fallen, und Cyrill, eine gezwungene Reise nach den Strafcolonien antreten zu müssen."

Mistreß Dare war für den Augenblick keines Wortes

mächtig; dennoch aber raffte sie sich wieder zusammen, um Cyrill zu vertheidigen.

„Ich glaube, Cyrill hat in mehr als einer Beziehung Unrecht erdulden müssen", hob sie wieder an. „Er sollte eigentlich jene Reise nach Frankreich machen und noch im letzten Augenblick verdrängte ihn dieser Halliburton. Ich war fast noch ärgerlicher darüber als Cyrill selbst und habe mich auch gegen Mistreß Ashley nachdrücklich darüber ausgesprochen."

„Wirklich?"

„Ja. Ich stellte die Sache natürlich nicht so dar, als ob Cyrill sich sehr getäuscht gefühlt hätte, die Reise an und für sich nicht machen zu können, sondern als ob es ihn hauptsächlich sehr unangenehm berührt habe, einen Menschen, den wir alle als unter ihm stehend betrachtet — William Halliburton — sich vorgezogen zu sehen. Ich ließ Mistreß Ashley merken, daß wir alle dies als eine ganz unverdiente und ungerechtfertigte Zurücksetzung betrachteten, und gab ihr dabei zu verstehen, daß wir glaubten, Halliburton sei es gewesen, der das vermißte Werthpapier entwendet habe."

Mr. Dare schwieg eine Weile.

„Und was sagte Mistreß Ashley hierauf?" fragte er dann.

„Sie sagte sehr wenig. Noch nie hatte ich sie so steif und förmlich gesehen. Sie meinte, ihr Gatte müsse jedenfalls selbst am besten verstehen, was im Interesse seines Geschäftes läge —"

„Ich meine in Bezug auf das Werthpapier?" unterbrach sie Mr. Dare.

„In dieser Beziehung war sie noch zurückhaltender.

Sie wolle, sagte sie, hierüber lieber gar nicht sprechen, möge der Thäter sein, wer er wolle."

„Ich kann Dir über beide Punkte genügende Auskunft geben", sagte Mr. Dare. „Cyrill kam zu mir und beklagte sich, daß er in Bezug auf diese französische Reise auf die Seite geschoben worden sei. Ich erfüllte seinen Wunsch, deswegen mit Mr. Ashley zu sprechen, was aber sehr albern von mir war. Mr. Ashley entgegnete mir, es sei ihm nie auch nur entfernt eingefallen, Cyrill mit dieser Reise zu beauftragen, und er wisse nicht, wie dieser auf die Idee habe kommen können, sich so etwas einzubilden. Mr. Ashley setzte hinzu, er halte Cyrill überhaupt nicht für gesetzt und zuverlässig genug, um ihn zu einem solchen Zwecke zu verwenden."

„Nicht für gesetzt und zuverlässig genug!" wiederholte Mistreß Dare. „Was hat Gesetztheit und Zuverlässigkeit mit der Ausführung eines Geschäftsauftrags zu thun? Uebrigens hätte er ja die Reise auch nicht allein gemacht, sondern wäre von dem Quäker Lynn begleitet gewesen."

„Anfangs — und dies war damals, wo ich Mr. Ashley sprach — hatte dieser die Absicht, nur einen zu schicken — nämlich Halliburton. Er sagte, Cyrill's Mangel an Zuverlässigkeit würde ihn stets abhalten, ihm dergleichen Missionen zu ertheilen. Soll ich Dich nun auch noch über den andern Punkt — über das Verschwinden des Werthpapieres — aufklären?" setzte Mr. Dare nach einer Pause hinzu.

„Ja", antwortete seine Gattin langsam, denn sie fühlte sich von einer bangen Ahnung beschlichen.

„Cyrill hatte es genommen!" sagte Mr. Dare, indem er seine Stimme zu einem Geflüster herabsinken ließ.

„Cyrill!" keuchte sie.

„Ja, unser Sohn Cyrill, kein Anderer."

Mistreß Dare, von augenblicklicher Schwäche angewandelt, lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. Sie war sehr bleich.

„Man verfolgte seine Spur bis in White's Fleischladen, wo er das Papier gegen Gold umsetzte. Er hatte dabei Herbert's Mantel umgenommen, aber verkehrt, sodaß das carrirte Futter nach außen kam. Als er Entdeckung zu fürchten begann, trennte er das Futter heraus und ließ den Mantel in dem Zustande, in welchem derselbe sich jetzt noch befindet. Gegenwärtig ist er in den Händen der Polizei. Einige der entstandenen Risse und Einschnitte sind wieder zugenäht worden, wahrscheinlich von einer der Dienerinnen — ich habe mich deshalb nicht näher erkundigt. Dieser Mantel", setzte er mit einem leichten Schauder hinzu, „würde, wenn er sprechen könnte, von unsern Söhnen merkwürdige Geschichten erzählen."

„Woher weißt Du, daß es Cyrill gewesen ist?" fragte Mistreß Dare leise.

„Von Delves."

„Von Delves, dem Polizeisergeanten? Also weiß es dieser auch?"

„Ja, er weiß es. Er bewahrt das Geheimniß aus Rücksicht für uns. Er hat im Grunde genommen ein gutes Herz und ist mir noch dankbar dafür, daß ich mich für ihn verwendete, als er sich um seine jetzige Stelle bewarb."

„Und Mr. Ashley?" fragte Mistreß Dare.

„Daß auch dieser einigen Verdacht hegt, läßt sich kaum bezweifeln. Schon der Umstand, daß er weiter keine Schritte

in der Sache unternommen hat, beweist dies. Es würde ihm selbst unangenehm sein, wenn ein Verwandter — was Cyrill doch für ihn ist — wegen eines gemeinen Verbrechens verurtheilt würde."

„Wie schroff Du Dich doch aussprichst!" rief Mistreß Dare in Thränen ausbrechend. „Wegen eines gemeinen Verbrechens!"

„Nun, wie willst Du es sonst nennen?"

Es trat eine Pause ein. Mr. Dare fing wieder an im Zimmer auf und ab zu gehen, und seine Gattin hielt sich das Tuch vor das Gesicht. Nach einer Weile blickte sie auf.

„Man sagte aber doch, der, welcher das Papier gewechselt, habe Halliburton's Mantel getragen?"

„Es war nicht Halliburton's Mantel. Es war Herbert's Mantel, aber umgewendet. Herbert wußte nichts davon, denn ich befragte ihn. Er war an jenem Abend ausgegangen und hatte seinen Mantel im Wandschrank hängen lassen. Ich fragte ihn, wie es käme, daß sein Mantel inwendig dem Halliburton's gliche, und er sagte, es sei dies ein zufälliges Zusammentreffen. Ich glaube ihm aber nicht. Ich bezweifle vielmehr nicht, daß der Mantel ausdrücklich zu einem gewissen und sicherlich nicht guten Zwecke so gefertigt worden ist. Ich lebe in Folge aller dieser verschiedenen nach und nach an den Tag gekommenen Umstände in fortwährender Furcht, noch weitere unheilvolle Geschichten vernehmen zu müssen."

Bitter, höchst bitter waren diese Mittheilungen für Mistreß Dare; bitter waren sie auch für ihren Gatten gewesen. Nur allzubald ernteten die unglücklichen Aeltern

die Früchte des Samens, den sie bei der Erziehung ihrer Kinder ausgestreut.

„Es muß ein böses Verhängniß über den Knaben walten", sagte Mr. Dare nochmals.

Wohl möglich — aber hatten die Aeltern nicht ebenso wie die Kinder selbst alles gethan, um ein solches Fatum herabzurufen?

„Da unser Haus von so vielen schweren Schicksalsschlägen — Anthony's Schicksal, der Ungewißheit, in welcher Herbert schwebt, und dem außer allen Zweifel gesetzten Verbrechen Cyrill's — ereilt worden ist", hob Mr. Dare wieder an, „so habe ich mir schon mehr als einmal die Frage vorgelegt, ob das Geld, welches wir von dem alten Mr. Cooper geerbt, uns nicht Böses anstatt Gutes gebracht hat."

„Böses?" fragte Mistreß Dare.

„Ja; es scheint ein Fluch anstatt Segen darauf geruht zu haben."

Mistreß Dare erwiderte nichts.

„Er sagte uns, daß, wenn wir Edgar Halliburton's Antheil für uns behielten, uns dies keinen Segen bringen würde. Erinnerst Du Dich noch, wie eifrig und nachdrücklich er dies aussprach? Wir behielten das Geld für uns", setzte er hinzu, indem er seine Stimme zu dem leisesten Geflüster herabsinken ließ, „und es hat uns wirklich zum Fluche gereicht."

„Du bildest Dir sonderbare Dinge ein!" rief sie, indem sie mit zitternden Händen ihr Tuch emporhob, um sich den Schweiß von dem bleichen Antlitz zu trocknen.

„Nein, ich bilde mir nichts ein. Wir würden wohlgethan haben, wenn wir die Mahnung des Sterbenden

befolgt hätten. Der Himmel ist mein Zeuge, daß damals jeder Gedanke, dieses Geld für uns zu behalten, fern von mir war. Wir machten aber zu großen Aufwand, und die andere Hälfte der Erbschaft ward dadurch für uns zum Bedürfniß. Eben dieser Aufwand ist es auch, der unsere Kinder ruinirt hat."

„Wie kannst Du das sagen?" entgegnete sie, indem sie leidenschaftlich die Hände emporhob.

„Etwas Anderes ist es nicht. Wären unsere Kinder einfacher erzogen worden, so würden sie sich nicht jene extravaganten Ansichten und Begriffe angeeignet haben, welche ihnen zum Fluch geworden sind. Ohne jene Erbschaft und den Aufwand, den wir uns in Folge derselben gestatten zu können glaubten, würden unsere Knaben einsehen gelernt haben, daß sie erst Geld verdienen lernen müßten, ehe sie solches verthun könnten, und sie würden demzufolge ihre Kräfte angestrengt haben. Julie", fuhr er fort, indem er vor seiner Gattin stehen blieb und sich zu ihr herabbückte, sodaß sein bekümmertes Antlitz beinahe das ihrige berührte, „es wäre für uns und unsere Kinder gut gewesen, wenn sie sich genöthigt gesehen hätten, mit derselben Armuth zu kämpfen, zu welcher wir die Halliburtons verurtheilten."

Dreizehntes Kapitel.

Ein häßlicher Traum.

Mr. Dare hatte natürlich die juristische Vertheidigung seines Sohnes Herbert nicht selbst übernommen, sondern dieselbe einem andern Anwalt, Mr. Winthorne, der ebenfalls in Helstonleigh wohnte, übertragen.

Dieser stellte eindringlicher, als bis jetzt von jemand anders geschehen, Herbert Dare vor, wie nothwendig es für ihn sei, zu sagen — wenn er es nämlich sagen könne — wo er in der Nacht des Mordes gewesen. Er sah nur zu deutlich voraus, daß, wenn sein Client bei seinem dermaligen Schweigen beharrte, der schlimmste Ausgang zu fürchten stand.

Herbert Dare war aber gegen alle seine Mahnungen ebenso taub, als er es gegen andere gewesen. Vergebens machte Mr. Winthorne ihn auf die Folgen aufmerksam — erst durch zarte Winke, dann durch ungeschminkte Hindeutungen und endlich dadurch, daß er sich ohne allen Rückhalt aussprach.

Es ist für einen Anwalt durchaus nichts Angenehmes,

seinem Clienten in kurzen Worten sagen zu müssen, daß er gehängt werden wird, und daß nichts ihn retten kann. Herbert Dare zwang aber Mr. Winthorne dazu.

Alles war vergebens. Mr. Winthorne fand, daß er ebenso gut zu den Wänden der Gefängnißzelle sprechen könnte. Herbert erklärte auf die bestimmteste Weise, er sei während der ganzen angegebenen Zeit, von halb neun Uhr oder da herum bis beinahe um zwei ausgewesen, und bei dieser Erklärung blieb er unverbrüchlich stehen.

Mr. Winthorne wußte nicht, was er denken sollte. Die Versicherungen des Angeklagten blieben sich so vollständig gleich und trugen so sehr das Gepräge der Wahrheit, daß er ihnen fast Glauben schenken mußte, oder vielmehr, er glaubte zuweilen und zuweilen zweifelte er. Allerdings trugen Herbert's Erklärungen, wie wir eben bemerkt haben, das Gepräge der Wahrheit. Mr. Winthorne aber hatte schon mehrere Verbrecher zu vertheidigen gehabt und wußte, was die Versicherungen vieler derselben werth gewesen waren. In der innersten Tiefe seines Herzens folgerte er ziemlich ebenso wie der Polizeisergeant Delves: wenn er wirklich wo anders gewesen wäre, so würde er es gestehen, um seinen Hals zu retten.

Er sagte dies auch zu Herbert.

Dieser betrachtete die Sache im Ganzen genommen sehr kaltblütig und hatte dies schon von Anfang an gethan. Er glaubte nicht, daß sein Hals wirklich in Gefahr sei. „Man wird mich nimmermehr für schuldig erklären“, meinte er. Er konnte allerdings der gerichtlichen Untersuchung und Verhandlung nicht aus dem Wege gehen — dies war ein Unglück, dem er sich fügen mußte — aber er war

durchaus nicht zu bewegen, den endlichen Ausgang in einem düstern Lichte zu betrachten.

„Können Sie mir überhaupt sagen, wo Sie waren?“ fragte ihn Mr. Winthorne eines Morgens, als der Monat Juni sich seinem Ende zuneigte, sehr eindringlich.

„Ja, das könnte ich, wenn ich wollte“, entgegnete Herbert Dare. „Sie scheinen durch diese Frage das, was ich früher behauptet, in Zweifel ziehen zu wollen, aber dann haben Sie unrecht. Ich könnte Ihnen und ganz Helstonleigh erklären, wo ich in jener Nacht war, aber ich will nicht. Ich habe meine Gründe und will nicht.“

„Dann sind Sie verloren“, sagte der Anwalt. „Schon der Umstand, daß außer Ihnen niemand da ist, auf dem auch nur ein Schatten von Verdacht ruhte, zeugt gegen Sie. Sie sind selbst Jurist und müssen dies ebenso klar einsehen als ich.“

„Ja, auch ich zerbreche mir fortwährend den Kopf darüber, wer die That verübt haben könne. Mein halbes Leben gäbe ich darum, wenn ich es erführe.“

Mr. Winthorne dachte bei sich selbst, daß nach dem gegenwärtigen Stande der Dinge auch das ganze Leben Herbert's keinen sonderlich langen Zeitraum umfassen würde, doch sagte er hierüber weiter nichts.

„Warum wollen Sie nicht mit der Sprache herausgehen?“ fragte er.

„Diese Frage thun Sie jetzt ungefähr zum fünfzigsten Male an mich, Mr. Winthorne, aber Sie werden auch jetzt keine andere Antwort darauf erhalten, als welche ich schon gegeben — nämlich, daß ich es nicht sagen will.“



„Sie haben doch nicht etwa in einem andern Stadttheil eine Mordthat verübt, wie?"

„Ich glaube nicht", entgegnete Herbert ruhig.

„Nun, außer diesem Verbrechen gibt es keins, zu welchem ich mich nicht bekennen würde, wenn es gälte, mein Leben zu retten. Ob ich nun eine Bank bestohlen oder eine Kirche in Brand gesteckt hätte, so würde ich es lieber gestehen, als mich am Halse aufhängen lassen, bis ich todt wäre."

„Aber ich habe ja keins von beiden gethan", entgegnete Herbert.

„Dann ist auch für Sie um so weniger Grund vorhanden, ein solches Geheimniß daraus zu machen."

„Das ist nur meine Sache", antwortete Herbert.

„Nein, es ist nicht blos Ihre Sache", wendete Mr. Winthorne ein. „Sie behaupten, an dem Verbrechen, dessen man Sie anklagt, unschuldig zu sein —"

„Ich behaupte nichts als die Wahrheit", unterbrach ihn Herbert.

„Gut, wenn Sie also unschuldig sind und Ihre Unschuld beweisen können, so verlangt es die Pflicht gegen Ihre Familie, dies zu thun. Der Mensch ist sich in diesem Leben nicht blos selbst Pflichten schuldig, am allerwenigsten ist dies mit einem Sohn der Fall. Die Rücksichten, die er gegen Vater und Mutter zu nehmen hat, müssen ihm höher stehen als alle Rücksichten gegen sich selbst. Wenn Sie Ihre Unschuld beweisen können, so ist es unverzeihlich von Ihnen gehandelt, wenn Sie es nicht thun, denn Sie versündigen sich dadurch an Ihrer Familie."

„Dann kann ich es nicht ändern", entgegnete Herbert mit

unverminderter Hartnäckigkeit. „Ich habe meine Gründe, zu schweigen, und ich werde schweigen."

„Dann werden Sie auch die Strafe leiden müssen", sagte Mr. Winthorne.

„Nun, dann muß ich sie leiden", entgegnete der Gefangene.

Reden und Handeln ist aber zweierlei. Mancher, der muthig erklärt, er werde dem Galgen trotzen, würde doch anfangen zu zittern, wenn er wirklich aufgefordert würde, dies durch die That zu beweisen, und Herbert Dare war auch nur ein Mensch.

Als der Monat Juli begonnen hatte und die Zeit bis zur Eröffnung der Assisen sich nach Stunden zählen ließ, begann sein Muth wankend zu werden. Er verbrachte eine Nacht, indem er sich auf seiner Strohmatratze — ein großer Unterschied bestand zwischen dieser und seinem behaglichen Bett im väterlichen Hause! — hin und her warf. Ein gewisser häßlicher Apparat, der speciell für ihn an einem schönen Sonnabend-Morgen innerhalb der Mauern des Gefängnisses errichtet werden und an dem er selbst in keineswegs graziöser Weise figuriren sollte, hatte seine Ruhe sehr beeinträchtigt. Ohne durch den Schlaf erquickt zu sein, erhob er sich.

Die Aussicht auf diese mögliche Zukunft war durchaus keine angenehme. Herbert entsann sich, daß einmal, als er noch Königsschüler gewesen, ein solches Sonnabend-Drama zur Warnung und Abschreckung aufgeführt worden und wie das Landvolk herbeigeströmt war. Die Königsschüler hatten sich vorgenommen, wenigstens einmal in ihrem Leben dieses Schauspiel zu genießen — wenn sie es nämlich möglich machen könnten.

Die schauerliche Ceremonie begann stets um acht Uhr und um neun Uhr erfolgte der Schluß. Die Hauptschwierigkeit für die Schüler lag nun darin, wie sie noch Zeit genug auf dem Schauplatz ankommen sollten, da sie erst mit dem Schlage der letztgenannten Stunde die Schule verlassen durften. Sie hatten die Zeit zwischen den Kreuzgängen der Schule und dem Bezirksgefängniß probirt und gefunden, daß, wenn sie den kürzesten Weg durch einige Nebengassen nahmen und, jedes ihnen vielleicht entgegentretende menschliche, thierische oder andere Hinderniß über den Haufen werfend, so schnell als möglich rannten, die Entfernung in vier Minuten zurückgelegt werden konnte. Allerdings mußten sie dann außer Athem sein, aber das hatte weiter nichts zu sagen. Vier Minuten waren immer noch zu lange. Wenn der Vorhang Schlag neun Uhr fiel, so war es dann gleichviel, ob sie vier oder vierzig Minuten zu spät kamen.

Die Königsschüler von Helstonleigh aber waren — wie Du, lieber Leser, vielleicht schon früher Gelegenheit gehabt hast, zu bemerken — nicht gewohnt, sich durch Schwierigkeiten besiegen zu lassen. Wenn es irgend einen möglichen Weg gab, Hindernisse zu überwinden, so konnte man sicher darauf rechnen, daß sie ihn finden würden.

Es wurden eifrige Berathungen gepflogen. Den Rector der Schule zu bitten, sie ausnahmsweise einmal fünf oder zehn Minuten vor der gewöhnlichen Zeit gehen zu lassen, wäre schlimmer als nutzlos gewesen. Es war die Frage, ob er sich jemals dazu verstanden haben würde — an diesem Morgen aber that er es gewiß nicht. Von Magenschmerzen oder irgend einem andern bedenklichen

Uebel, welches zeitigen Schluß der Lehrstunde nöthig gemacht hätte, konnte die ganze Schule auch nicht mit einem Male befallen werden.

Deshalb kamen sie zu dem Entschlusse, sich an den Mann zu wenden, welcher die Uhr der Kathedrale zu stellen und aufzuziehen hatte. Durch Schmeichelei, Bestechung oder irgend ein anderes Ueberredungsmittel gelang es ihnen auch wirklich, diesem Manne das Versprechen abzupressen, die Uhr an diesem Morgen acht Minuten zu früh schlagen zu lassen.

Und dies geschah auch. Acht Minuten zuvor, ehe es nach der Sonne um neun war, that die Uhr der Kathedrale ihre neun Schläge. Anstatt aber, daß der Lehrer den Finger gehoben hätte — es war dies für die Schüler das Signal, sich zu entfernen — blieb er ruhig an seinem Pulte sitzen, ohne sich zu rühren.

So blieb er sitzen, bis die acht Minuten um waren, wo dann die andern Kirchenuhren in der Stadt die Stunde schlugen; er blieb auch dann noch vier Minuten sitzen und gab erst, als diese verflossen waren, den Schülern durch ein Kopfnicken die Erlaubniß, das Schulzimmer zu verlassen.

Diese zwölf Minuten waren den Knaben so lang geworden wie zwölf Stunden. Was die Ursache zu diesem auffallenden Benehmen des Lehrers gewesen war, erfuhren sie nie. Ob er etwas von ihrer Absicht gewittert, oder ob er in Folge jenes seltsamen Zusammentreffens, welches sich im Leben manchmal ereignet, den Stundenschlag überhört hatte, wußten sie nicht. Er sprach sich weder damals noch später darüber aus. Der Uhrsteller betheuerte, daß

er keinem Menschen ein Wort von dem verabredeten Vorrücken der Uhr gesagt, und die Schüler glaubten ihm. Mochte jedoch der Grund sein, welcher er wollte, so konnten sie es nun nicht ändern.

Es war vier Minuten nach neun, als sie in wilder Hast die Treppe des Schulzimmers hinabstürzten. Fort rannten sie, von trügerischen Hoffnungen erfüllt, zu den Kreuzgängen hinaus, die nächsten Gassen entlang und kamen, noch ehe die gegebenen vier Minuten um waren, auf dem Schauplatze an.

Ach, was sind menschliche Erwartungen! Das Gefängniß stand allerdings immer noch finster und drohend da, aber alle Spur von dem soeben' stattgehabten Drama war verschwunden. Nicht blos die Hauptperson desselben war bereits hinweggeschafft, sondern auch jener häßliche Apparat, von welchem Herbert Dare geträumt. Es würde ihnen, da sie einmal des Hauptschauspiels verlustig gegangen, einigen Ersatz gewährt haben, wenn sie wenigstens noch den Galgen gesehen hätten.

Die vor getäuschter Erwartung anfangs sprachlosen Schüler stimmten endlich ein dreimaliges furchtbares Wuthgeheul an, welches man bis an die Kathedrale hören konnte.

Es galt nicht dem unglücklichen Sterblichen, welcher jetzt weder diesen noch einen andern irdischen Ton hörte, auch nicht den diesen Morgen allzu flinken Beamten des Bezirksgefängnisses, sondern dem ehrwürdigen Manne, welcher damals das Amt eines Rectors der Königsschule bekleidete.

An diesen Vorfall dachte jetzt Herbert Dare. Derselbe

tauchte mit seltsamer Klarheit in seiner Erinnerung auf. Er selbst war Mitglied der Deputation gewesen, welche man gewählt, um den Uhrsteller zu beschwatzen. Stand zu erwarten, daß die Königsschüler auch herbeigeeilt kommen würden, wenn er —

Trotz seines Muthes schauderte er und vermochte diesen Gedanken nicht auszudenken. Er rief den Schließer und schickte ihn mit einem Auftrage zu Mr. Winthorne. War es die Erinnerung an seine alten Schulkameraden, an das, was diese von ihm denken würden, die ihn jetzt bewog, etwas zu thun, wozu ihn keine andere Rücksicht vermocht hatte?

Herbert Dare erfreute sich aller möglichen Erleichterungen, die einem Gefangenen gestattet werden können, ja es fragt sich, ob jemals ein Bewohner des Bezirksgefängnisses in so hohem Grade begünstigt worden war. Der Inspector des Gefängnisses war ein vertrauter Freund von Mr. Dare. Dieser und seine beiden ältern Söhne hatten in ihrer Eigenschaft als Juristen mit den Civil- und Criminalgefangenen viel zu thun gehabt, und die Schließer hatten Herbert ebenso höflich ein- und ausgelassen, als sie dies jetzt mit Mr. Winthorne thaten. Alles dies hatte die sehr natürliche Folge, daß Herbert mehr Freiheiten genoß als die gewöhnlichen Gefangenen. Sein Auftrag an Mr. Winthorne ward sofort bestellt und dieser erschien gleich darauf selbst.

„Ich habe mich entschlossen, es zu sagen", lautete Herbert's kurzer Gruß, als sein Vertheidiger eintrat.

„Das ist ein sehr verständiger Entschluß", entgegnete der Anwalt. Dennoch erwachte, während er dies sagte,

in ihm der Argwohn, daß der Gefangene ihm vielleicht eine erdichtete Geschichte aufzutischen gedächte. Ebenso wie der Polizeisergeant Delves war er in seinem Innern überzeugt, daß es nichts zu sagen gäbe. „Nun?“ fragte er.

„Das heißt unter gewissen Bedingungen“, hob Herbert wieder an. „Es würde natürlich wenig nützen, wenn ich sagen wollte, ich sei da oder dort gewesen, dafern ich nicht auch Beweise dafür beibringen könnte.“

„Versteht sich.“

„Wohlan, es gibt Zeugen, welche meine Erklärung auf genügende Weise bestätigen könnten, aber es ist die Frage, ob sie gesonnen sind, es zu thun.“

„Aber welchen Grund oder Vorwand könnten sie haben, sich zu weigern?“ entgegnete Mr. Winthorne. „Wenn das Leben eines Mitmenschen auf dem Spiele steht, so wird sicherlich niemand so unmenschlich sein, daß er sich weigern sollte, aufzutreten und es zu retten, dafern es in seiner Macht steht.“

„Die Umstände sind verschieden“, entgegnete Herbert kurz.

„War es eben dieser Zweifel in Bezug auf die Bereitwilligkeit der Zeugen, was Sie bewog, mit der Berufung auf dieselben zu zögern?“ fragte Mr. Winthorne, und sein Ton klang nicht sonderlich angenehm.

„Nein, nicht ganz. Ich sah eine Schwierigkeit dabei voraus; ich sehe sie auch jetzt noch. Mr. Winthorne, Sie sehen mich mit zweifelnder Miene an. Es ist aber durchaus kein Grund dazu vorhanden — Sie werden dies selbst finden.“

„Wohlan, fahren Sie fort“, sagte der Anwalt, denn Herbert stockte.

„Die Sache muß auf sehr vorsichtige Weise geschehen, und ich sehe noch nicht recht, wie das zu machen ist“, hob Herbert langsam wieder an. „Mr. Winthorne, ich glaube, ich thue am besten, wenn ich Sie zu meinem Vertrauten mache und Ihnen die ganze Geschichte von Anfang bis zu Ende erzähle.“

„Wenn ich Ihnen etwas nützen soll, so müssen Sie das. Im Dunkeln dürfen Sie mich nicht tappen lassen.“

„Nun, dann setzen Sie sich, und ich will anfangen, obschon, wohlgemerkt, ich Ihnen alles im Vertrauen erzähle. Für die Stadt Helstonleigh theile ich es Ihnen nicht mit. Indessen Sie werden, wenn Sie meine Mittheilung gehört haben, selbst einsehen, daß es räthlich sein wird, dieselbe geheim zu halten.“

Vierzehntes Kapitel.

Der Polizeisergeant fängt an stutzig zu werden.

Der nächstfolgende Sonnabend war der zur Eröffnung der Assisen oder der Commission, wie man es hier nannte, bestimmte Tag. Derselbe brach an und die Straßen hatten während des Nachmittags ihr an diesem Tage gewöhnliches festliches Ansehen.

Die Procession des Obersheriffs zog aus, den Richtern entgegen, und Gruppen standen umher und warteten auf die Rückkunft.

Mitten unter diesem Gedränge sah man auch die stattliche Gestalt des Polizeisergeanten Delves. Er stolzirte auf und ab und schien nach nichts zu sehen, aber sein scharfes Auge war überall. Plötzlich fiel es auf Mr. Winthorne, der sich so schleunig, als es ihm möglich war, durch die Menge hindurcharbeitete. Mochte er aber nun eilig haben oder nicht, so vertrat ihm der Polizeisergeant den Weg und zog ihn auf die Seite, so weit, daß die Ohren der Neugierigen sie nicht mehr hören konnten.

„Ich sah mich eben nach Ihnen um, Mr. Winthorne",

sagte Delves in vertraulichem Tone. „Was ist eigentlich an der Geschichte, daß es Herbert Dare gelingen werde, sein Alibi nachzuweisen?"

„Wer zum Henker hat denn das schon ausgeplaudert?" entgegnete der Anwalt im Tone des größten Erstaunens und nicht ohne einen Anflug von Verdruß.

„Herbert Dare selbst hat es mir gesagt", entgegnete der Polizeisergeant. „Ich war so eben im Gefängnisse und sah ihn mit dem Schließer auf dem Hofe. Er rief mich auf die Seite und sagte mir, er sei so gut wie freigesprochen."

„Dann ist er sehr albern, so etwas zu sagen! Er hatte nicht das Recht, davon zu sprechen, auch nicht einmal mit Ihnen."

„Ich weiß auch noch nichts", entgegnete Delves gleichgültig. „Ich wünsche den Dares durchaus nichts Böses und würde ihnen auch nichts dergleichen zufügen, wie vielleicht manche Andere, die ich Ihnen nennen könnte, thun möchten", setzte er in bedeutsamem Tone hinzu. „Was ist es aber eigentlich mit der Freisprechung, von der er spricht?"

„Ueber seine Freisprechung besteht kein Zweifel. Er wird sein Alibi beweisen."

„Ist es ein künstliches Alibi?" fragte der gerade mit der Sprache herausgehende Officiant.

„Nein, und soweit ich in Frage komme, würde ich mich zu einem solchen auch nicht hergeben", bemerkte der Anwalt. „Er hat, wie Sie wissen, von Anfang an gesagt, er sei während jener Zeit nicht im Hause gewesen, und so wird es sich auch herausstellen."

„Hat er denn nach all seinem hartnäckigen Weigern gestanden, wo er gewesen ist?"

„Ja, aber blos mir. Bei der öffentlichen Verhandlung wird alles enthüllt werden."

„Na, auf guten Wegen ist er sicherlich nicht gewesen", bemerkte der Polizeisergeant orakelmäßig.

Mr. Winthorne zog die Augenbrauen empor und zuckte die Achseln. Diese Geberde konnte alles, aber auch nichts bedeuten. Eine Entgegnung in Worten gab er nicht.

Der Polizeisergeant versank in Betrachtungen. Er rüttelte sich aus denselben wieder auf, um einen forschenden Blick auf den Anwalt zu werfen.

„Sir", sagte er, und er hätte, selbst wenn sein Leben davon abgehangen hätte, nicht in eindringlicherem Tone sprechen können, „sagen Sie mir die reine ungeschminkte Wahrheit. Sind Sie selbst in Ihrem Innersten überzeugt, daß Herbert Dare unschuldig sei?"

„So wahr, als wir beide jetzt hier stehen, so gewiß glaube ich, daß Herbert Dare mit dem Tode seines Bruders ebenso wenig zu schaffen gehabt hat als wir."

„Nun, dann soll mich der Teufel holen, wenn ich nicht die andere Fährte verfolge!" rief Mr. Delves, sich auf den Schenkel klatschend. „Ich dachte schon einmal daran, aber gab den Gedanken wieder auf, weil ich ganz gewiß glaubte, Herbert sei der Thäter."

„Was für eine Fährte ist das?" fragte Mr. Winthorne.

„Hören Sie", sagte der Polizeisergeant; „ich muß Sie aber ebenfalls bitten, verschwiegen zu sein. Als Anthony Dare in der Nacht, wo er ermordet ward, nach dem Hotel zum Stern ging, begegnete ihm ein junges

Frauenzimmer. Es ist eine Person, gegen die er sich vor einiger Zeit nicht zum Besten benommen hat. Sie begegnete ihm in dieser Nacht und sagte ihm ein wenig die Meinung, obschon nicht lange, denn er blieb nicht lange stehen, um ihr zuzuhören. Nun habe ich schon oftmals daran gedacht, Mr. Winthorne, ob sie ihm nicht vielleicht auf dem Heimwege aufgelauert hat und bis in das Speisezimmer nachgeschlichen ist, um hier die That zu verüben. Ich wette gleich eine Guinee, daß sie es gewesen ist!" setzte der Sergeant ein wenig übereilt folgernd hinzu. „Ich werde der Sache nun näher auf den Grund gehen."

„Meinen Sie vielleicht jenes junge Frauenzimmer in Honey-Fair?" fragte Mr. Winthorne.

„Ja wohl, diese und keine andere. Dieser Verdacht erwachte schon früher in mir, aber, wie ich schon sagte, ich war so fest überzeugt, der Bruder sei der Thäter gewesen, daß ich diese Spur nicht weiter verfolgte."

„Aber hätte die schwache Hand eines Weibes eine solche That zu vollbringen vermocht?" fragte der Anwalt.

„Ach reden Sie doch nicht von schwach!" entgegnete der Polizeisergeant etwas unhöflich. „Gewisse Frauenzimmer haben Fäuste wie Männer und auch die Kräfte dieser. Sie kennen sie nicht so, wie wir sie kennen. Ein desperates Weib ist zu allem fähig, und übrigens müssen Sie bedenken, daß Anthony Dare in jener Nacht leicht zu überwinden gewesen sein muß."

Mr. Winthorne schüttelte den Kopf.

„Dieses Mädchen sieht mir durchaus nicht darnach aus, als ob sie einer blutdürstigen That fähig wäre. Ich

bezweifle sehr, daß sie es gewesen ist. Wie heißt sie doch gleich?"

„Schauen Sie her!" entgegnete der Polizeisergeant. „Wenn Sie einmal halb soviel mit dergleichen Leuten werden zu thun gehabt haben wie ich, so werden Sie auch gelernt haben, daß man nicht nach dem äußern Anschein gehen darf. Das Mädchen heißt übrigens Karoline Mason."

In diesem Augenblick erdröhnten die Glocken der Kathedrale und verkündeten die Rückkehr der Procession und die Ankunft der Richter. Gleich als ob dieser Schall den Anwalt an den schnellen Flug der Zeit erinnert hätte, setzte er seinen Weg eiligst weiter fort und überließ es dem Polizeisergeanten, von seinen Augen und Ohren auf Kosten der Menge Gebrauch zu machen.

„Ich möchte wissen, wie den Gefangenen in ihren Kerkern zu Muthe ist", bemerkte eine Frau, in welcher der Polizeisergeant Mistreß Croß erkannte. Sie war so eben mit ihrer Arbeit auf die nächstkünftige Woche aus einer Handschuhfabrik gekommen.

„Ach die armen Wesen!" antwortete eine andere der umstehenden Frauen und diese war Mistreß Brumm. „Ich möchte wissen, wie es dem jungen Dare gefällt."

„Oder auch, wie es dem alten Dare gefällt, wenn der Lärm bis hinauf zu ihm in sein Bureau dringt. Diese Beiden werden ihr Schicksal nun bald erfahren."

Dicht in der Nähe des Ortes, wo dieses Gespräch gepflogen ward, stand ein junges Frauenzimmer an der Wand unter einem hervorragenden Thorweg. Ihr sonst so hübsches Gesicht war jetzetz abzehrt und ihre Kleider waren dürftig. Vielleicht war dies der Grund, aus welchem sie die Blicke

der Menge zu meiden schien. Sergeant Delves, der keine andere Absicht zu haben schien, als sich gemächlich durch das Gedränge hindurchzuarbeiten, wußte in ihre unmittelbare Nähe zu kommen und blieb dann stehen.

„Warten Sie auch auf den Festzug, Miß Mason?“ fragte er.

Karoline wendete ihre glanzlosen Augen nach ihm herum.

„Ich warte, bis der Weg so weit frei wird, daß ich hindurch kann, ohne an die Leute anzustoßen und sie zu beschmutzen“, antwortete sie. „Was geht der Festzug mich, was gehe ich ihn an?“

„Bei den vorigen Assisen im März, als die Richter einzogen, stand der junge Anthony Dare auch mit auf der Straße und sah zu“, hob der Sergeant freundlich plaudernd wieder an. „Ich sah ihn an und sprach mit ihm. Und nun ist er dahin, und kann keine Schaugepränge mehr sehen.“

Sie gab keine Antwort.

„Die Weiber dort“, fuhr er fort, indem er mit dem Finger nach der nicht weit davon stehenden Gruppe deutete, „sagen, Herbert Dare werde den Klang der Glocken nicht gern hören. — Ach, mein Himmel! Da sehen Sie nur diese Wildfänge von Königsschülern, die soeben erst der Klasse entlaufen sind“, rief der Sergeant, als ein Schwarm von etwa zwanzig Schülern sich mit Stoßen und Drängen den Weg in die vorderste Reihe zu bahnen suchte. „Diese Buben sind doch nicht zu bändigen! Vielleicht denkt der Gefangene, Herbert Dare, jetzt auch an die Zeit zurück, wo er zu dieser lustigen Gesellschaft gehörte und ebenso frei von Sorgen war wie diese hier. Es ist das noch gar nicht so lange her.“

„Glauben Sie, daß man ihn schuldig erklären werde, Sir?“ fragte Karoline Mason plötzlich.

Der Polizeisergeant sah sie scharf von der Seite an und beantwortete die Frage dadurch, daß er dieselbe zurückgab.

„Glauben Sie es?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich glaube nicht, daß er schuldig ist“, antwortete sie.

„Sie glauben es nicht?“

„Nein, ich glaube es nicht. Warum sollte ein Bruder den andern umbringen?“

„Das ist sehr wahr“, sagte der Sergeant hustend. „Irgend jemand aber muß die That verübt haben. Wenn nicht Herbert der Thäter gewesen ist, wer ist es sonst gewesen?“

„Ja, das möchte ich auch wissen“, setzte sie leidenschaftlich hinzu. „Es gibt allerdings Leute genug in der Stadt, die einen Groll auf Mr. Anthony Dare hatten.“

„Wenn meine Augen mich nicht getäuscht haben, so sah ich Sie in jener Nacht mit ihm sprechen“, bemerkte der Sergeant gleichgültig.

„Sahen Sie mich?“ entgegnete sie anscheinend eben so unbefangen als der Polizeisergeant selbst. „Ich hatte an jenem Ende der Stadt etwas zu verrichten, und als ich Anthony Dare auf diesem Gange zufällig begegnete, sagte ich ihm, was ich ihm schon lange zu sagen gewünscht. Ich hatte seit vielen Monaten, ja, ich glaube, seit Jahren nicht mit ihm gesprochen. Ich war ihm stets, wenn ich ihn von weitem kommen sah, aus dem Wege gegangen, an jenem Abend aber fühlte ich einen unwiderstehlichen Drang, ihn anzureden. Ich bin jetzt froh, daß ich es that, denn ich

hoffe, die Wahrheiten, die ich ihm gesagt, haben ihn auf seiner Wanderung ins Jenseits begleitet."

„Sahen Sie ihn vielleicht später an demselben Abende noch einmal?" hob der Polizeisergeant in nachlässigem Tone wieder an und machte einen langen Hals, um nach etwas zu sehen, was sich von weitem zeigte.

„Nein, ich sah ihn nicht wieder", entgegnete Karoline Mason. „Ich würde aber gewünscht haben, ihn noch einmal zu sehen, wenn ich gewußt hätte, daß dies das letzte Mal sein sollte. Ich würde ihn aufgefordert haben, all seiner guten Werke eingedenk zu sein, ja ich hätte mich fast entschließen können, ihn zu begleiten, blos um zu hören, welche Rechenschaft er da oben davon geben würde."

Karoline Mason warf, indem sie dies sagte, einen Blick gen Himmel, als plötzlich in unmittelbarer Nähe die vorreitenden Herolde eine laute Trompetenfanfare zu schmettern begannen. Dicht hinter ihnen kamen die berittenen Hellebardiere. Dann folgten einige Equipagen, dann wieder einige Officianten zu Pferde und dann die schöne Equipage des Obersheriffs mit den silbergeschirrten Rossen.

Nur einer der Richter saß darin. Er trug sein vollständiges Amtsgewand und war ein schöner Mann mit wohlwollenden Zügen. Ein ernstes Lächeln umspielte seinen Mund, während er mit dem Sheriff sprach, der mit dem Kaplan neben sich ihm gegenübersaß.

Die Aufmerksamkeit des Polizeisergeanten ward einen Augenblick abgelenkt, und als er sich wieder umsah, war Karoline Mason verschwunden. Er sah sie blos noch in der Ferne, während sie mit gesenktem Haupte durch das Gedränge hindurchzukommen suchte.

„Hat sie die That verübt oder nicht?“ fragte der Sergeant sich selbst. „Geh nur, geh nur einstweilen, mein Kind! Wir werden Dich scharf im Auge zu behalten wissen.“

Wie war den Gefangenen und unter denselben Herbert Dare zu Muthe, als das freudige Getöse an ihr Ohr schlug, als das Schmettern der Trompeten, das Läuten der Glocken, das Summen und Brausen der wogenden Menge bis in die Mauern des Gefängnisses drang? Fühlten sie, daß dieses Schaugepränge, zu welchem man sich draußen wie zu einem festlichen Schauspiel drängte, für sie nur von grausamer Bedeutung war, daß die furchtbare Erscheinung, die in scharlachnem Gewand und wallender Perücke in dem schönen Wagen saß und mit ruhig heiterm Blick die gaffende Menge betrachtete, ihnen vielleicht ihr Urtheil verkündete — ein Urtheil, welches die Pforten dieser Welt für sie schloß und ihnen die der Ewigkeit öffnete?

Fünfzehntes Kapitel.

Die Gerichtsverhandlung.

Dienstag Morgen war der Tag, an welchem die gegen Herbert Dare erhobene Criminalklage zur öffentlichen Verhandlung kommen sollte. Man hätte in den nächsten Umgebungen des Stadthauses den Leuten auf den Köpfen wandeln können, denn die ganze Stadt suchte sich hineinzudrängen, um die Sache mit anzuhören.

Natürlich sah nur ein sehr kleiner Theil der Stadt — verhältnißmäßig gesprochen — seinen Wunsch erfüllt, indem es ihm gelang, sich bis in den Sitzungssaal hindurchzukämpfen und hier Platz zu gewinnen. Von den Andern gingen einige enttäuscht und scheltend wieder in ihre Wohnungen zurück, während die Uebrigen vor dem Hause stehen blieben und die Straße versperrten.

Die Polizei hatte alle Hände voll zu thun, während es den den Richtern voranschreitenden Hellebardieren große Mühe machte, den Weg frei zu erhalten.

Die Hitze im Sitzungssaale mußte, sowie der Tag weiter vorrückte, eine über alle Begriffe schwüle und drückende werden.

Sir William Leader als ältester Richter nahm seinen Platz in dem Criminalgerichtshofe ein. Es war derselbe, den wir bei der feierlichen Auffahrt des Sheriffs sahen. Dasselbe wohlwollende Antlitz, welches dem Straßenpublikum zugewendet gewesen, schaute jetzt in dem dichtgefüllten Saale umher; es war dasselbe durchdringende Auge, dieselbe ernste, ruhige Haltung.

Der Angeklagte ward sofort vorgeführt und aller Augen, fremde sowohl als bekannte, wendeten sich auf ihn.

Sie sahen einen langen, schönen jungen Mann, dessen Erscheinen zu sehr das eines Gentleman war, um nicht mit seinem jetzigen Standpunkt an der Stelle, wo sonst nur rohe gemeine Verbrecher zu sehen waren, in grellem Widerspruch zu stehen.

Er war in tiefe Trauer gekleidet. Sein Gesicht, welches sich sonst durch seine lebhafte, muntere Farbe ausgezeichnet, war bleich, wahrscheinlich in Folge der Aufregung des Augenblicks, und als er vortrat, drückte er sein weißes Taschentuch an den Mund. Im Uebrigen war er ruhig.

Der alte Mr. Dare war auch im Saale anwesend und sah weit aufgeregter aus als sein Sohn.

Nachdem die vorgeschriebenen Formalitäten durchgemacht waren, begann die Verhandlung.

„Angeklagter an der Schranke, was sagen Sie? Sind Sie schuldig oder nicht schuldig?"

Herbert Dare hob furchtlos die Augen empor und antwortete in festem Tone:

„Nicht schuldig!"

Der Staatsanwalt trug hierauf den Fall vor. Seine

Rede dauerte ziemlich lange und dann begann er die Zeugen aufzurufen.

Einer der ersten, welche man befragte, war Betsy Carter. Sie sagte aus, sie habe mit der Kammerjungfer und dem Diener Joseph auf die Rückkehr ihrer Herrschaft gewartet und sei dann mit einem Licht in das Speisezimmer gegangen, um Mr. Dare's Pfeife zu holen, welche sie am Morgen beim Aufräumen des Zimmers dort liegen gelassen.

„Als ich mit dem Lichte hineintrat, sah ich etwas Schwarzes auf dem Boden liegen", fuhr Betsy fort und schien, nachdem sie ihre erste Schüchternheit überwunden, geneigt zu sein, sehr mittheilsam zu werden. „Auf den ersten Blick glaubte ich, es sei einer der jungen Herren, der sich hier niedergelegt habe und eingeschlafen sei. Als ich mich aber mit dem Licht niederbückte, sah ich das Gesicht eines Todten. Es sah ganz entsetzlich aus."

„Und was thatet Ihr dann?" fragte der Staatsanwalt weiter.

„Ich schrie laut auf, meine Herren", antwortete Betsy.

„Und dann?"

„Nun, dann lief ich zum Zimmer hinaus und schrie Joseph zu, der in der Hausflur stand, und der Herr kam von der Hausthür her, wo er in aller Ruhe auf seine Pfeife wartete, ohne zu ahnen, was es so dicht neben ihm gab. Ich schrie noch lauter, meine Herren, als mir der Zank einfiel, den die beiden jungen Herren bei Tisch mit einander gehabt, und ich wußte sogleich, daß niemand anders als Mr. Herbert den Mord verübt haben könne."

Der Zeugin ward mit Nachdruck bemerklich gemacht,

daß sie sich auf das zu beschränken habe, was sie gesehen und gehört.

„Es konnte niemand anders gewesen sein", entgegnete Betsy, deren Zunge, wenn sie einmal im Gange war, sich nicht so leicht hemmen ließ. „Der Mantel lag ja da und bewies es. Mr. Herbert war an demselben Abend im Mantel ausgegangen und der arme junge todte Herr lag jetzt darauf. Wahrscheinlich war der Mantel in dem Handgemenge herabgefallen."

Der Zank zwischen den beiden Brüdern, die mit dem Mantel zusammenhängenden Thatsachen waren ebenso wie alle übrigen von dem Staatsanwalt in seinem Vortrage bereits erwähnt worden.

Die Zeugin ward befragt, was sie Näheres von dem Zanke wisse. Es stellte sich jedoch heraus, daß sie dabei nicht zugegen gewesen war und folglich auch nichts Weiteres darüber sagen konnte. Ueber den Mantel wußte sie mehr zu sagen und erklärte ihn mit Bestimmtheit für den Mr. Herbert's.

„Woran erkanntet Ihr, daß der unter dem Ermordeten gefundene Mantel der Mr. Herbert's war?" fragte der Vertheidiger des Angeklagten.

„Weil ich es wußte."

„Ich frage Euch, woran Ihr es sahet?"

„An vielerlei", antwortete sie. „Erstens an dem blanken schwarzen Schloß und dann an dem zerschnittenen und zerzausten Saume. Es hat wohl auch übrigens noch niemand behauptet, daß es nicht Mr. Herbert's Mantel gewesen sei. Ich habe ihn wohl fünfzigmal in seinem Schranke hängen sehen."

„Ihr saht den Gefangenen an diesem Abend darin ausgehen?“

„Ja“, antwortete Betsy. „Ich schaute eben aus Miß Adelaidens Zimmerfenster und sah Mr. Herbert aus dem Speisezimmer kommen und nach dem äußern Gitterthor gehen. Die jungen Herren verließen das Haus oft durch das Speisezimmerfenster, anstatt durch die Hausthür.“

„Der Angeklagte sagt, er sei sofort wieder umgekehrt, habe seinen Mantel in dem Speisezimmer gelassen und sei endlich ohne denselben ausgegangen. Saht Ihr ihn wieder zurückkommen?“

„Nein, ich sah ihn nicht“, entgegnete Betsy.

„Wie lange bliebt Ihr am Fenster?“

„Nicht lange.“

„Bliebt Ihr so lange, daß Ihr es hättet sehen müssen, wenn er, noch ehe er das äußere Gitterthor erreicht, wieder umgekehrt wäre?“

„Nein, ich glaube nicht, Sir.“

„Der Gerichtshof wird die Güte haben, von dieser Antwort Notiz zu nehmen“, sagte der zweite Vertheidiger, welcher wohl wußte, daß man auf den Umstand, daß das Hausmädchen den Angeklagten in dem Mantel ausgehen gesehen, großes Gewicht gelegt hatte.

„Ihr verließet also das Fenster sofort?“

„Ja, so ziemlich. Ich glaube nicht, daß ich lange genug blieb, um Mr. Herbert wieder von dem Gitterthor umkehren zu sehen, wenn er nämlich umgekehrt ist. Ich habe das auch nie gesagt.“

„Welche Zeit war es, als Ihr ihn fortgehen saht?“

„Genau auf die Minute weiß ich es nicht. Es war

schon ziemlich dunkel. Ich stand eben im Begriff, die Decken von den Betten zu nehmen, und dies thue ich gewöhnlich kurz vor neun Uhr. Das nächste Zimmer, in welches ich ging, war das Mr. Anthony's."

„Und dieser war noch darin, nicht wahr?"

„Ja, er war darin. Er lag ausgestreckt auf dem Sopha und dachte sicherlich nicht, daß er bald zwei Treppen tiefer mit einem Stich in der Seite ausgestreckt liegen würde. Er lag mit dem Kopf auf den Kissen und den Füßen auf der Armlehne ganz bequem und behaglich, mit einer Cigarre im Munde und einigen Gläsern und andern Dingen auf dem Tische daneben. „Was habt Ihr hier zu suchen?" fragte er. Ich bat um Entschuldigung, denn Sie sehen, meine Herren, ich wußte nicht, daß er dawar, und ging mit meinem Eimer wieder hinaus und begegnete Joseph, der eben die Treppe heraufkam, um ihm einen Brief zu bringen. Gar nicht lange darauf verließ er das Haus."

Die Geneigtheit der Zeugin zu allerhand Abschweifungen schien sehr groß zu sein. Mehrmals ward sie auf das Ungehörige dieses Beginnens aufmerksam gemacht, einmal durch den Richter selbst.

„Aus wie viel Dienstleuten bestand Mr. Dare's Haushalt?" fragte man sie.

„Wir waren unser vier, meine Herren."

„Wart Ihr in jener Nacht alle aufgeblieben?"

„Alle, bis auf die Köchin. Diese war zu Bett gegangen."

„Und die anwesenden Familienglieder waren auch zu Bett gegangen?"

„Ja, alle, Sir; die Gouvernante ging sehr zeitig, weil

sie nicht wohl war; dann gingen Miß Rosa und Miß Minny und die beiden jungen Herren gingen, als sie vom Cricket nach Hause kamen."

„Dann war also niemand weiter mehr wach als Ihr drei Dienstleute in der Küche?"

„Nein, niemand weiter, Sir."

„Und Ihr hörtet bis zur Rückkehr Eurer Herrschaft kein Geräusch im Hause?"

„Nein, nicht das mindeste", antwortete Betsy. „Wir saßen ganz ruhig in der Küche. Ich und die Kammerjungfer nähten und Joseph schlief. Wir hörten durchaus kein Geräusch."

Dies war der Hauptinhalt von Betsy's Aussage.

Joseph war der zunächst aufgerufene Zeuge. Er sagte aus, er habe um elf Uhr das Haus geschlossen, mit Ausnahme des Speisezimmerfensters, welches er, erhaltenem Befehle gemäß, offen gelassen habe. Alle andern zu seiner Kenntniß gelangten Thatsachen theilte er ebenfalls mit.

Nun ward die Gouvernante Signora Varsini aufgerufen und über zwei Punkte befragt, nämlich, was sie von dem Zank der beiden Brüder gesehen und gehört und wie dieselben später sich in dem Salon gegeneinander benommen.

Ihre Aussage lief aber so zu sagen auf nichts hinaus und man hätte sich ebenso gut gar nicht zu bemühen gebraucht. Sie ward auch befragt, ob sie zwischen elf Uhr und der Rückkehr Mr. Dare's und seiner Gattin und Tochter Geräusch im Hause gehört.

Sie antwortete, sie habe durchaus nichts gehört, denn sie habe geschlafen. Sie sei schon lange vor elf Uhr zu Bett

gegangen und nicht eher aufgewacht, als bis der durch das Auffinden der Leiche verursachte Lärm entstanden sei.

Die Zeugin wollte hierauf dem Gerichtshof ihre Ueberzeugung zu erkennen geben, daß der Angeklagte unschuldig sei, ward aber sofort kurz und bündig bedeutet, daß dies kein Zeugniß sei, und daß sie, wenn sie weiter nichts wüßte, wieder abtreten könne.

Sie beehrte hierauf die Richterbank durch einen schulgerechten Knix und zog sich zurück. Kein Zeuge erstattete während der ganzen Verhandlung seine Aussage mit unerschütterlicherem Gleichmuth.

Lord Hawkesley ward befragt, ebenso wie Mr. Brittle, der in Folge der an ihn ergangenen Vorladung nach Helstonleigh gekommen war. Wollten wir indessen die Aussagen aller Zeugen ausführlich wiedergeben, so würden wir nur wiederholen, was schon erzählt worden. Es wird daher genügen, wenn wir blos einige der wichtigern Fragen mittheilen.

„Was für Spiele wurden in Ihrem Zimmer an jenem Abend gespielt?“ ward Mr. Brittle gefragt.

„Einige spielten Whist, einige Ecarté.“

„Was spielte der Verstorbene?“

„Whist.“

„Verlor er oder gewann er?“

„Er verlor, aber sehr wenig. Wir spielten den Point eine halbe Krone. Er und ich, wir spielten gegen Lord Hawkesley und Kapitän Bellew. Wir hörten auf, weil er, der Verstorbene, nicht mehr nüchtern genug war, um weiter spielen zu können.“

„War er nüchtern, als er zu Ihnen kam?“

„O nein, er schien vielmehr schon stark getrunken zu haben und trank bei mir noch mehr, sodaß es mit ihm immer schlimmer ward."

„Warum begleiteten Sie ihn nach Hause?"

„Weil er kaum im Stande war allein zu gehen und ich zugleich Lust hatte, noch einen Spaziergang zu machen. Die Nacht war sehr schön."

„Sprach er im Laufe des Abends von dem Zwist, der zwischen ihm und seinem Bruder stattgefunden hatte?" warf der Richter dazwischen.

„Nein, Mylord. Als wir auf dem Wege nach seiner Wohnung waren, ereignete sich jedoch ein kleiner Vorfall, den ich vielleicht nicht unerwähnt lassen darf —"

„Sie müssen alles erwähnen, was mit diesem unglücklichen Fall zusammenhängt, Sir", unterbrach ihn der Richter. „Sie haben sich durch Ihren Eid verbindlich gemacht, die ganze Wahrheit zu sagen."

„Ich glaube nicht, daß das, was ich sagen will, mit der Sache unmittelbar zusammenhängt, Mylord. Hätte ich Gewicht darauf gelegt, so würde ich schon früher davon gesprochen haben. Als wir an dem Wege vorbeikamen, welcher nach der Rennbahn führt, begegnete uns ein Mann und begann auf Mr. Anthony Dare zu schimpfen. Dieser wollte stehen bleiben und antworten, aber ich zog ihn weiter."

„Wie lauteten die Schimpfreden?" fragte der Staatsanwalt.

„Auf die Worte selbst kann ich mich nicht mehr genau besinnen. Dem Inhalte nach lauteten sie dahin, daß er, Mr. Anthony Dare, sein Geld vertränke, anstatt seine Schulden zu bezahlen. Der Mann lehnte sich mit dem

Rücken an die Mauer, während er sprach, und schien selbst mehr als genug zu haben. Ich zog Mr. Anthony Dare weiter fort und es dauerte nicht lange, so hörten wir nichts mehr."

„Was ward aus dem Mann?"

„Das weiß ich nicht. Wir ließen ihn an der Mauer stehen. Er rief Mr. Anthony laut nach und verlangte zu wissen, wann er ihm seine Rechnung bezahlen werde. Nach meinem Dafürhalten war es ein kleiner Handwerker oder Handelsmann."

„Folgte er Ihnen?"

„Nein. Wenigstens hörten wir nichts weiter von ihm. Ich begleitete Mr. Anthony bis an das äußere Gitterthor seiner Wohnung und verließ ihn dann."

„In welchem Zustande in Bezug auf Nüchternheit befand er sich in jenem Augenblicke?"

„Er war immer noch sehr berauscht", entgegnete der Zeuge. „Sprechen konnte er allerdings noch, aber seine Worte waren nicht sehr deutlich."

„Konnte er allein gehen?"

„Ja, aber nicht ohne bedeutend hin und her zu taumeln."

„Um welche Zeit war dies?"

„Gegen halb zwölf. Ich glaube, es schlug gerade halb, als ich ihn verließ, doch weiß ich es nicht ganz bestimmt."

„Sahen Sie auf dem Rückwege den Mann wieder, welcher Mr. Anthony Dare angeredet hatte?"

„Nein, durchaus nicht."

Zufälligerweise war derselbe Mann, von welchem jetzt gesprochen worden, im Sitzungssaale anwesend, um den Verhandlungen beizuwohnen. Als er Mr. Brittle diese

Aussage thun hörte, trat er freiwillig als Zeuge vor. Er sagte, er sei allerdings selbst ‚ein wenig angerissen‘ gewesen und habe es daher mit seinen Worten nicht so genau genommen. Mr. Anthony Dare sei ihm aber schon lange Geld für gelieferte Arbeit schuldig gewesen. Er sei seines Handwerks ein Schneider und die Rechnung betrage vierzehn Pfund. Anthony Dare habe ihn immer von einer Zeit zur andern vertröstet; er sei ein armer Mann, habe Frau und Kinder zu ernähren und brauche das Geld zur höchsten Noth, werde es aber nun wohl nimmermehr bekommen. Er wohne in der Nähe des Ortes, wo er dem Verstorbenen und dem Herrn, der so eben seine Aussage gethan, begegnet sei, und er könne beweisen, daß er, sobald er sie nicht mehr gesehen, nach Hause gegangen sei und gegen halb zwölf Uhr in seinem Bett gelegen habe. Wegen Schuldenmachens und verschiedener anderer Dinge habe die Stadt allerdings Grund genug gehabt, sich über Mr. Anthony Dare zu beklagen, dennoch aber habe der arme junge Mann nicht verdient, auf so furchtbare Weise ums Leben zu kommen, und er, der Zeuge, würde der Erste gewesen sein, der ihn davor zu schützen gesucht hätte.

Daß dieses Zeugniß ein vollkommen wahres und aufrichtiges war, ließ sich nicht bezweifeln. Der Zeuge war in der ganzen Stadt als ein harmloser Mensch bekannt, der allerdings bisweilen ein Glas über den Durst trank, wo er dann sehr geneigt ward, jedem seine Noth zu klagen.

Der Polizeidiener, welcher in jener Nacht in der Nähe von Mr. Dare's Wohnung die Runde zu machen gehabt, war der nächste Zeuge, den man aufrief.

„Saht Ihr den Verstorbenen in jener Nacht?“ ward er gefragt.

„Ja, Sir, ich sah ihn“, war die Antwort. „Ich sah ihn mit dem Herrn, der vorhin befragt worden ist — Mr. Brittle. Ich bemerkte, daß der junge Mr. Dare mit dicker Zunge sprach, als ob er getrunken hätte.“

„Schienen die beiden Herren in gutem Vernehmen mit einander zu sein?“

„Ja wohl, in sehr gutem Vernehmen, Sir. Mr. Brittle lachte, als er Mr. Anthony Dare das Gitterthor öffnete, und sagte ihm, er solle sich in Acht nehmen, daß er nicht den Rasen küsse, oder etwas dieser Art.“

„Wart Ihr dicht in der Nähe?“

„Ja wohl, ganz dicht. Ich sagte zu Mr. Dare gute Nacht, aber er schien nicht darauf zu achten. Ich blieb stehen und sah ihm nach, während er über den Rasenplatz ging. Er taumelte sehr.“

„Um welche Zeit war das?“

„Gegen halb zwölf Uhr, Sir.“

„Bemerktet Ihr, ob Leute sich innerhalb des Hauses bewegten?“

„Nein, ich bemerkte durchaus nichts dergleichen. Das Haus schien ganz still zu sein und die Gardinen der Fenster waren zugezogen.“

„Saht Ihr außer Mr. Anthony Dare in dieser Nacht noch jemand durch das Gitterthor gehen?“

„Nein, niemand.“

„Auch den Angeklagten nicht?“

„Nein, niemand“, wiederholte der Polizeidiener.

„Saht Ihr den Angeklagten vielleicht später, zwischen

halb eins und zwei — der Zeit, zu welcher er seinem eigenen Anführen zufolge nach Hause gegangen ist?"

„Ich habe den Angeklagten in jener ganzen Nacht nicht gesehen."

„Hätte er, wie er sagt, in das Haus gelangen können, ohne von Euch gesehen zu werden?"

„Ja wohl, mehr als zehnmal. Meine Runde ging beinahe über eine halbe Stunde über Mr. Dare's Haus hinaus."

Das Erscheinen des zunächst auftretenden Zeugen rief große Sensation hervor, denn es war der unglückliche Vater Anthony Dare. Seit jener Nacht — es waren nur zwei Monate her — war er bedeutend gealtert. Seine Stirn war durchfurcht, seine Wangen waren runzlig, sein Haar war ergraut und er sah, als er dem Aufrufe gehorchte, wie ein Mann aus, der die schwere Wucht seines Kummers kaum noch zu tragen vermag.

Viele der Anwesenden gaben durch ihre Mienen tiefes Mitleid mit ihm zu erkennen.

Er ward vereidet und dann begann man verschiedene Fragen an ihn zu richten, unter andern, ob er etwas von dem Zanke wisse, welcher zwischen seinen beiden Söhnen stattgefunden.

„Persönlich nichts", antwortete er. „Ich war nicht zu Hause."

„Es ist durch die Aussagen der andern Zeugen in Gewißheit gesetzt worden, daß als die beiden Brüder aus einander gerissen wurden, Ihr Sohn Herbert seinem Bruder drohte. Ist er wirklich von rachsüchtiger Gemüthsart?"

„Nein“, antwortete Mr. Dare mit Bewegung; „ich kann in Wahrheit sagen, daß er es nicht ist. Mein armer Sohn Anthony war zuweilen ein wenig mürrisch und verstockt, Herbert aber niemals.“

„Es hatte schon seit einiger Zeit unverkennbare Feindseligkeit zwischen ihnen geherrscht, nicht wahr?“

„Ja, ich fürchte, daß dies der Fall war.“

„Sie selbst ermahnten, als Sie an diesem Tage Ihr Haus verließen, Ihre Söhne, sich nicht zu zanken — war dem so?“

„Ja, ich glaube. Anthony trat eben ins Haus, als wir dasselbe verlassen wollten, und ich sagte etwas dieser Art zu ihm.“

„Herbert, der Angeklagte, war dabei nicht zugegen?“

„Nein, er war nicht zu Hause.“

„Es ist bewiesen, daß er später nach Hause kam, speiste und in der Dämmerung wieder ausging. Es hat sich nicht herausgestellt, daß er später von irgend einem Mitgliede Ihres Haushalts gesehen worden ist, bis Sie selbst in sein Zimmer hinaufgingen und ihn daselbst antrafen. Er selbst sagt, er sei da kurz vorher erst nach Hause gekommen. Wissen Sie, wo er während seiner Abwesenheit war?“

„Nein.“

„Oder wohin er ging?“

„Nein“, wiederholte der Zeuge mit schwankender Stimme, denn er wußte, daß dies der schwache Punkt in der Vertheidigung war.

„Und er will es Ihnen auch nicht sagen?“

„Er weigert sich, es zu thun. Aber“, setzte der Zeuge mit Bewegung hinzu, „er hat gleich von Anfang an seine

Urheberschaft an jener That gegen mich auf die entschiedenste Weise in Abrede gestellt, und ich bin auch von seiner Unschuld fest überzeugt. Weshalb er nicht sagen will, wo er gewesen ist, kann ich nicht begreifen, dennoch aber zweifle ich nicht im mindesten, daß er es sagen könnte, wenn er wollte, und daß dadurch seine Abwesenheit als Thatsache festgestellt werden würde. Ich würde dies nicht behaupten, wenn ich es nicht glaubte", sagte der Zeuge, indem er seine zitternde Hand emporhob. „Sie waren beide meine Söhne — der, welcher auf so geheimnißvolle Weise sein Leben verlor, mein ältester und vielleicht mein liebster, und ich erkläre, daß ich mit Wissen und Willen seinen Mörder nicht schützen würde, selbst wenn dieser Mörder sein Bruder wäre."

Die Abhörung der Zeugen war geschlossen, und nun kam die Vertheidigung an die Reihe.

Die Vertheidiger des Angeklagten — beide ausgezeichnete Juristen — hatten, wie den Zuhörern schien, ganz besonders mit einem Nachtheil zu kämpfen. Sie boten all ihren Scharfsinn und ihre Beredtsamkeit auf, um die Schuld von dem Angeklagten abzuwälzen, aber sie konnten mochten sie die Thatsachen verdrehen und die Phantasie zu Hülfe rufen, wie sie wollten auch nicht den Schatten von einer andern Richtung auffinden, nach welcher sie den Verdacht hätten lenken können.

Dies war eben der schwierige Punkt. Wenn nicht Herbert Dare der Thäter gewesen war, wer war es sonst? Die übrigen Familienglieder hatten ruhig in ihren Betten gelegen und standen deshalb gänzlich außerhalb des Bereichs des Verdachts. Mit dem Dienstpersonale war das-

selbe der Fall und von einem nächtlichen Eindringling war auch nicht die mindeste Spur zu finden gewesen.

Es war dies, wie gesagt, ein großer Stein des Anstoßes für den Vertheidiger, für einen gewandten erfahrenen Juristen aber sind dergleichen Steine des Anstoßes so gut wie nichts.

Schritt um Schritt widerlegte Mr. Chattaway — so hieß Mr. Winthorne's College — jeden Beweisgrund, der gegen den Gefangenen sprach, oder schien ihn wenigstens zu widerlegen. Das Auffinden des Mantels in dem Speisezimmer, woraus man einen so großen Anschein von Schuld deducirt, verwandelte er in einen negativen Beweis von Unschuld.

„Wäre der Angeklagte wirklich mit dem Ermordeten ins Handgemenge gerathen", folgerte der scharfsinnige Vertheidiger, „würde er dann wohl so wahnsinnig gewesen sein, seinen eigenen Mantel als überführenden Beweis seiner Schuld unter seinem Opfer liegen zu lassen? Gewiß nicht. Er würde ihn auf jeden Fall mit fortgenommen haben. Der Umstand, daß der Mantel unter dem Ermordeten gelegen hat, ist vielmehr ein unbestreitbarer Beweis, daß der Angeklagte von allem, was vorgegangen, auch nicht die mindeste Kenntniß hatte und nicht ahnte, daß sein Bruder ermordet im Speisezimmer lag. Hätte er auch nur vermuthet, daß sein Bruder verwundet oder todt hier läge, würde er sich dann nicht beeilt haben, seinen Mantel aus diesem Zimmer, ehe derselbe gesehen ward, zu entfernen, da er ja wissen mußte, daß er in Folge der Uneinigkeit, die zwischen ihm und seinem Bruder geherrscht, als ein Beweis seiner Schuld betrachtet werden würde?"

Diese Schlußfolgerung ward von den Geschworenen und auch wahrscheinlich von dem Richter sehr günstig aufgenommen.

So entkräftete der Vertheidiger die verdächtigen Umstände alle einen nach dem andern, alle bis auf einen. Dieser aber war der hauptsächlichste, der, über welchen niemand hinwegkommen konnte — die Weigerung des Angeklagten, zu sagen, wo er in jener Nacht gewesen sei.

„Alles hat seine Zeit, meine Herren Geschworenen", sagte Mr. Chattaway, als einige gemurmelte Worte, welchen zufolge diese Lücke als eine ominöse betrachtet ward, an sein Ohr schlugen. „Hierauf komme ich später und werde ein so vollständiges und unbestreitbares Alibi darthun, wie es mir jemals beschieden gewesen ist, dem Urtheile eines erleuchteten Gerichtshofs anheim zu geben."

Der Gerichtshof horchte, die Geschworenen horchten, die Zuhörer horchten und hofften, daß es ihm gelingen möge. Bis jetzt hatte er größtentheils ungläubigen Ohren gepredigt.

Sechzehntes Kapitel.

Die Zeugen für das Alibi.

Als die Rede des Vertheidigers zu Ende war und es nun galt, die Zeugen, welche das Alibi beweisen sollten, vorzuführen, schien einige Verzögerung einzutreten.

Die überaus große Hitze in dem Sitzungssaale war mit jeder Stunde höher gestiegen; die Strahlen der immer tiefer am Himmel herabsinkenden Nachmittagssonne hatten das Ihrige dazu beigetragen, den längern Aufenthalt daselbst beinahe unerträglich zu machen.

Dennoch schien es niemand einzufallen, hinauszugehen, um einen Augenblick frische Luft zu schöpfen, selbst wenn dies bei den gedrängt vollen Corridors möglich gewesen wäre. Die Erwartung der Zuhörer war zu gespannt.

Wer waren jene geheimnißvollen Zeugen, welche Herbert Dare's Unschuld beweisen sollten?

Endlich machte sich an dem äußersten Ende des Saales, da, wo er an den Corridor stieß, eine Bewegung bemerkbar. Aller Augen richteten sich dorthin, und jedes Ohr lauschte, als ein Thürsteher vorangeschritten kam, um Platz zu machen.

„Zurück! zurück!“ rief er fortwährend. „Platz für einen Zeugen!“

Die Zuschauer machten lange Hälse. Viele von ihnen empfanden ein seltsames Gefühl von Enttäuschung, denn die Person, welche dicht hinter dem Thürsteher folgte, war niemand anders als Richard Winthorne, der Anwalt.

Doch halt — was für eine kleine schlanke Gestalt ist das, die von Mr. Winthorne geleitet wird? Die unmuthigen Zuhörer haben diese noch gar nicht gesehen. Als dies endlich der Fall ist und die gebeugte schüchterne Gestalt in der Zeugenloge steht, ohne die Augen aufzuheben, da erhebt sich ein Gemurmel und geht endlich in ein den ganzen Saal erschütterndes Brausen über.

Der Richter greift nach seiner Brille, deren er sich sonst nur selten bedient, setzt sie auf die Nase und betrachtet die Zeugin.

Es ist ein schönes Mädchen in der einfachen, schlichten Kleidung, welche der unter dem Namen der Quäker bekannten Sekte eigenthümlich, aber nicht bescheidener ist als dieses liebliche sanfte Antlitz. Sie leistet nicht den Eid, sondern gibt blos die bei ihren Glaubensgenossen übliche Versicherung.

„Wie heißen Sie?“ war die erste an die Zeugin gerichtete Frage.

Daß diese die Frage beantwortete, sah man an der Bewegung ihrer Lippen, aber hören konnte man nichts.

„Sie müssen laut reden“, bemerkte der Richter in freundlichem Tone.

Man hörte ein tiefes Keuchen nach Athem, man sah eine schmerzliche Anstrengung, dann erfolgte die Antwort:

„Man nennt mich Anna. Ich bin die Tochter Samuel Lynn's."

„Wo wohnen Sie?"

„Ich wohne bei meinem Vater und Patience an der Londoner Straße."

„Was wissen Sie von dem Angeklagten?"

Es folgte eine abermalige Pause. Wahrscheinlich verstand die Gefragte nicht, was für eine Antwort man von ihr verlangte. Es erfolgte eine, die man nicht erwartet hatte.

„Ich weiß, daß er unschuldig ist an dem Verbrechen, dessen man ihn anklagt."

„Woher wissen Sie das?"

„Weil er zu jener Zeit nicht an dem betreffenden Ort gewesen sein kann."

„Wo war er denn?"

„Bei mir."

Diese Antwort erfolgte aber in so schwach geflüstertem Tone, daß die Zeugin abermals aufgefordert werden mußte, lauter zu sprechen. Sie wiederholte ihre Antwort, bediente sich dabei aber anderer Worte, indem sie sagte:

„Er war in unserm Hause."

„Zu welcher Stunde kam er zu Ihnen?"

„Es war halb zehn Uhr, als er kam."

„Und um welche Zeit ging er wieder fort?"

„Es war gegen ein Uhr nach Mitternacht."

Diese Antwort schien einige Bewegung hervorzurufen. Es war dies für das Geständniß einer soliden kleinen Quäkerin eine etwas späte Stunde.

„Brachte er den Abend bei Ihren Freunden zu?"

„Nein."

„Wußten Ihre Freunde nichts davon, daß er da war?"

„Nein."

„Dann war es also ein heimlicher Besuch bei Ihnen selbst? Wo waren Ihre Freunde?"

Es trat wieder eine Pause ein, dann folgte die zitternde Antwort:

„Sie schliefen."

„Dann waren Sie also mit ihm allein?"

Anna Lynn brach in Thränen aus. Der Richter ließ seine Brille fallen und jeder Zug seines schönen Gesichts gab Mitleid zu erkennen. Vielleicht dachte er an seine eigenen Töchter. Die Zuhörer rissen Mund und Augen immer weiter auf und der geradezu gehende Staatsanwalt fuhr fort:

„Und er blieb also bis ein Uhr Morgens bei Ihnen?"

„Ich war herausgeschlossen", schluchzte Anna. „Dies war der Grund, weshalb er so lange blieb."

Allmälig und nach vielen Kreuz- und Querfragen kam alles an den Tag, nämlich daß Herbert Dare schon seit längerer Zeit gewohnt gewesen, heimliche Besuche auf dem bewußten Felde abzustatten, und daß Anna ihn dort getroffen; daß sie an jenem Abend kurz vor zehn Uhr — ein wenig später, als sie sonst zu thun gepflegt — in das Haus hineingegangen war, aber gefunden hatte, daß Hester ausgegangen war, um die Medicin für Patience zu holen; daß, als sie bald nachher versucht, wieder in das Haus zu gehen, sie die Thür verschlossen gefunden, weil Hester dem Laufburschen des Doctors begegnet und sofort wieder umgekehrt war.

Alles dies erzählte sie einfach und unschuldig wie ein Kind.

„Und was machten Sie während dieser ganzen Zeit — von zehn Uhr bis ein Uhr des Morgens?“

„Ich saß auf der Thürstufe und weinte.“

„War der Angeklagte bei Ihnen?“

„Ja, er stand eine Zeit lang neben mir und sprach mir Muth zu, und die übrige Zeit — über eine Stunde, glaube ich — arbeitete er an dem Drahtgeflechte des Speisekammerfensters, um durch dieses hindurch in das Haus zu steigen.“

„So lange arbeitete er an dem Drahtgeflecht?“

„Es war schon spät, ehe ich mich auf das Speisekammerfenster besann. Er wollte Hester herauspochen, aber ich gab es nicht zu. Ich fürchtete, sie möchte es Patience sagen und dann wäre diese sehr bös auf mich geworden. Endlich gelangte er zu dem Speisekammerfenster hinein und öffnete mir dann von innen das Küchenfenster, durch welches ich nun hineinstieg.“

„Und Sie behaupten, er habe diese ganze Zeit bis ein Uhr des Morgens gebraucht, um das Drahtgeflecht eines Speisekammerfensters zu beseitigen?“ rief der Staatsanwalt.

„Es war beinahe ein Uhr. Ich sage Dir die Wahrheit.“

„Und Sie verloren den Angeklagten von der Zeit an, wo er um neun Uhr auf das Feld kam, bis er Sie um ein Uhr verließ, nicht aus den Augen?“

„Blos während der wenigen Minuten — es waren deren vielleicht vier oder fünf — wo ich in das Haus hin-

einlief und mit dem Buch wieder herauskam. Er wartete auf dem Felde."

„Welche Zeit war dies?"

„Die Glocke schlug eben zehn in Helstonleigh. Wir hörten sie ganz deutlich."

„Und während der ganzen noch übrigen Zeit war er bei Ihnen?"

„Ja. Als er sich an dem Speisekammerfenster befand, konnte ich ihn nicht sehen, weil dasselbe auf der andern Seite des Hauses liegt, aber ich hörte ihn an dem Drahtgeflecht herumarbeiten. Es verging während dieser Zeit keine Minute, wo ich ihn nicht gehört hätte. Er brauchte zu dem Ablösen des Drahtes über eine Stunde, wie ich Dir schon gesagt habe."

„Und ehe er diese Arbeit begann?"

„Stand er neben mir und ermahnte mich, gutes Muthes zu sein."

„Während dieser ganzen Zeit? Sie versichern dies?"

„Ich versichere alles, was ich Dir sage. Ich spreche, als ob ich vor meinem Schöpfer stände."

„Glauben Sie, daß dies für eine junge Dame ein schönes Geständniß sei?"

Anna brach wieder in Thränen aus. Der Richter sah den Staatsanwalt mit ernster Miene an. Letzterer aber ließ sich dadurch nicht irre machen.

„Wie oft hatten Sie dieses niedliche kleine mitternächtliche Drama schon gespielt?" fuhr er fort, während Anna immer heftiger schluchzte.

„Noch nie zuvor!" rief eine tieftönende Stimme. „Sehen Sie nicht ein, daß es reiner Zufall war, wie

sie Ihnen schon gesagt hat? Wie können Sie sich erlauben, dieser jungen Dame zu begegnen wie einer schamlosen Zeugin?"

Diese Unterbrechung ging von dem Angeklagten aus und rief tiefe Bewegung hervor. Bei dem Tone dieser Stimme zuckte Anna zusammen und warf einen hastigen Blick nach der Richtung, woher er kam. Es war das erste Mal, daß sie, seitdem sie die Zeugenloge betreten, ihre Augen zu den versammelten Gerichtspersonen aufhob. Sie hatte bis jetzt blos zu denen aufgeblickt, welche eine Frage an sie gerichtet hatten.

„Nun?" rief der Staatsanwalt, als ob er zu hören wünschte, was sie noch weiter mitzutheilen hätte.

„Ich habe nichts weiter zu sagen", entgegnete Anna. „Ich habe Dir alles gesagt, was ich weiß. Es war beinahe ein Uhr, als er fortging, und dann habe ich ihn nicht wiedergesehen."

„Trug der Angeklagte einen Mantel, als er an jenem Abend auf das Feld kam?"

„Nein; zuweilen trug er einen, an jenem Abend aber nicht. Es war sehr warm."

In diesem Augenblick bemerkte Anna Lynn, daß ein bekanntes Gesicht mitten aus der Menge heraus auf sie gerichtet war. Es war ihr bekannt und doch auch zugleich nicht bekannt, denn seine natürlichen Züge waren gänzlich verzerrt und entstellt und dabei todtenbleich.

Es war das Gesicht des Quäkers Samuel Lynn.

Was die Schmach, vor diesem öffentlichen Gerichtshofe zu stehen und die forschenden Fragen des Staatsanwalts

beantworten zu müssen, nicht im Stande gewesen war, ihr zu rauben, nämlich die Besinnung, raubte ihr der Anblick ihres Vaters, der Zeuge ihrer Schande war.

Ganz gewiß war es eine Schande für ein junges, bis jetzt unbescholtenes Mädchen, eine solche Verirrung zu bekennen, eine Verirrung, die für tadelsüchtige Ohren weit schlimmer klang, als sie in der Wirklichkeit gewesen war.

Mit einem lauten Schrei des Schmerzes und Entsetzens sank Anna ohnmächtig nieder.

Mr. Winthorne eilte sogleich herbei und ließ sie hinaustragen.

Eine zweite Quäkerin betrat nun die Zeugenloge und der Gerichtshof sah eine kleine Frau von mittlern Jahren mit fahlem Gesicht und mangelhaften Zähnen.

Es war Hester Dell. Sie ward aufgefordert, zu erzählen, was sie in Bezug auf den Besuch Herbert's Dare an jenem Abend wisse. Ihre Aussage lautete folgendermaßen:

„Ich ging zu meiner gewöhnlichen Stunde oder auch vielleicht ein wenig später zu Bett, denn ich hatte auf das Bringen einer gewissen Medicin gewartet. Ich glaubte nicht anders, als die Kleine, Anna, sei schon vor mir auf ihr Zimmer gegangen und liege wohlbehalten in ihrem Bett. Ich mochte wohl eine ziemliche Weile geschlafen haben, als ich durch ein Geräusch geweckt ward, welches klang, als ob das Küchenfenster unten geöffnet würde. Ich setzte mich im Bett auf, horchte und gewann die Ueberzeugung, daß das Fenster wirklich langsam und vorsichtig aufgeschoben ward, gerade als ob der, der es that, nicht gehört

zu werden wünschte. Ich erschrak nicht wenig, besonders da ich gewiß wußte, daß ich das Fenster von innen geschlossen, und ich dachte sogleich an Diebe, welche in das Haus brechen wollten. Während ich mir noch überlegte, was ich thun sollte — denn ich war bis auf Anna und Patience, die, unfähig aufzustehen, in ihrem Bett lag, allein im Hause — hörte ich, wie mir vorkam, die Stimme der Kleinen und zwar vom Hofe herauf. Ich ging an mein Fenster, konnte aber nichts sehen, denn es befand sich gerade über der Küche und es zu öffnen wagte ich nicht. Dennoch aber hörte ich Anna's Stimme, obschon sie leise sprach, und ich meinte auch noch eine zu vernehmen und zwar die eines Mannes. Ich glaubte, ich müsse in einem Traume befangen sein, dann aber glaubte ich, es wäre der junge Gar, der Sohn unserer Nachbarin Jane Halliburton. Ihre andern Söhne waren, wie ich wußte, nicht zu Hause, denn der eine war ins Ausland verreist, der andere auf der Universität Oxford. Ich überlegte, ob vielleicht im Hause unserer Nachbarin etwas passirt sei und der Knabe Beistand zu holen käme. Dann aber bedachte ich, daß dies höchst unwahrscheinlich sei, denn warum hätte er verstohlen das Küchenfenster geöffnet und warum hätte Anna mit ihm geflüstert? Kurz, um Dir die Wahrheit zu sagen", fuhr sie fort, indem sie ihre Augen zu dem Richter erhob, „ich wußte nicht, was ich denken sollte, und ward immer unruhiger. Ich warf leise einige Kleider über und ging behutsam die Treppe hinunter, denn ich hielt es für gerathen, mich nicht kopfüber in Gefahr zu stürzen. Deshalb stand ich einen Augenblick lang an der Küchenthür und horchte und hörte ganz deutlich, wie Anna lachte, obschon gedämpft

und leise. Dies beruhigte mich wieder, obschon ich immer noch nicht wußte, was ich denken sollte, und ich öffnete nun ohne weiteres die Thür."

Hier machte die Zeugin eine Pause.

„Und was saht Ihr, als Ihr die Thür öffnetet?" fragte der Richter.

„Ich möchte Dir es nicht gern sagen, aber ich sehe ein, daß ich es muß", antwortete sie freimüthig. „Ich sah den Angeklagten Herbert Dare. Er schien ebenso gelacht zu haben wie Anna. Diese stand in seiner Nähe und er schickte sich eben an, zu dem Fenster der Küche hinauszusteigen, als ich die Thür derselben öffnete."

„Nun? und was weiter?" fragte der Staatsanwalt in ungeduldigem Tone, denn Hester schwieg abermals.

„Was weiter geschah, kann ich kaum sagen", entgegnete die Zeugin. „Wenn ich in meiner Erinnerung darauf zurückblicke, kommt mir alles wie verworren vor. Auch damals schien es nichts zu sein als Verwirrung. Anna schrie laut auf und bedeckte sich das Gesicht mit den Händen, und der Angeklagte versuchte eine Erklärung, der ich kein Gehör schenken wollte. Einen Sohn von Anthony Dare bei unserer Kleinen in dieser mitternächtlichen Stunde im Hause zu sehen, dies erfüllte mich mit Erstaunen und Entrüstung. Ich befahl ihm fortzugehen; ich glaube, ich stieß ihn durch das Fenster. Ich drohte, die Polizei zu rufen. Endlich ging er fort."

„Ohne etwas zu sagen?"

„Ich habe schon gesagt, daß ich mich weigerte, ihn anzuhören. Später fiel mir Einiges von dem, was er gesagt

hatte, ein — Anna sei nicht zu tadeln — ich hätte keinen Grund, sie auszuschelten oder Patience von dem Vorgefallenen zu unterrichten — die Schuld, wenn wirklich eine solche vorläge, sei mein, weil ich die Hinterthür so rasch verschlossen hätte. Ich weigerte mich, ihn weiter anzuhören, und er entfernte sich, indem er sagte, er wolle sich näher erklären, wenn ich weniger aufgebracht sei. Das war alles, was ich von ihm sah und hörte."

„Habt Ihr über diese Sache mit irgend jemand gesprochen?" fragte der Staatsanwalt.

„Nein."

„Warum nicht?"

„Die Kleine klammerte sich, nachdem er fort war, weinend an mich, gab mir die Erklärung, die ich von ihm nicht anhören wollte, und bat mich flehentlich, Patience nichts zu sagen. Sie erzählte mir, wie alles gekommen wäre, und daß sie, nachdem ich fortgegangen, um zu sehen, wo der Schlaftrunk bleibe, die Gelegenheit benutzt, um mit einem Buche wieder auf das Feld, wo Herbert wartete, hinauszulaufen, und daß sie, als sie versucht, wieder in das Haus hineinzugehen, die Thür verschlossen gefunden."

„Dann wart Ihr also eher zurückgekommen, als sie erwartet hatte?"

„Ja, ich begegnete dem Laufburschen des Doctors nicht weit von unserm Hause, nahm ihm die Medicin ab und ging sofort wieder nach Hause. Da ich Anna nicht sah, so glaubte ich nicht anders, als daß sie sich zu Bett begeben habe. Ich ging ebenfalls in mein Schlafgemach hinauf und probirte im Vorbeigehn die Hinterthür, welche ich zu meinem Erstaunen unverschlossen fand."

„Warum zu Euerm Erstaunen?“

„Weil ich, wie ich glaubte, schon vorher den Schlüssel umgedreht hatte. Da ich die Thür aber unverschlossen fand, so meinte ich, ich müsse mich doch geirrt haben. Später, als die Sache sich aufklärte, hörte ich, daß Anna die Thür wieder aufgeschlossen hatte. Sie klammerte sich, wie ich Dir schon gesagt habe, schluchzend und weinend an mich und sagte, ebenso wie der junge Mann gesagt hatte, es sei durchaus kein Grund vorhanden, ihr zu zürnen; sie könne nichts dafür, daß so etwas geschehen sei, und sie habe während der ganzen Zeit auf der Thürstufe gesessen, bis er ihr Einlaß verschafft habe. Ich ging nach dem Speisekammerfenster und sah, daß der Draht herausgerissen war, obschon sehr behutsam und vorsichtig, sodaß jedenfalls lange Zeit dazu gehört hatte. Ich ging auf die Bitte der Kleinen ein und sagte nichts von dem Vorgefallenen, nicht einmal zu Patience. Es ist jetzt das erste Mal, daß etwas davon über meine Lippen gekommen ist.“

„Sonach hieltet Ihr es für wünschenswerth, ein solches Abenteuer zu verheimlichen und dem Angeklagten Gelegenheit zur Erneuerung seiner mitternächtlichen Besuche zu geben?“ fragte der Staatsanwalt.

„Was einmal geschehen war, ließ sich nicht ungeschehen machen“, sagte die Zeugin. „Ich wollte der Kleinen das Aergerniß ersparen und nicht selbst zum Ruchbarwerden des Vorfalls beitragen. Während ich überlegte, ob ich es Patience, die damals noch in sehr leidendem Zustande war, mittheilen sollte, kam die Nachricht, daß Herbert Dare verhaftet worden sei. Er war am nächstfolgenden Morgen auf die Anklage hin, seinen Bruder ermordet zu haben,

ins Gefängniß gebracht worden, und ich wußte, daß er auf mehrere Wochen beseitigt wäre. Deshalb hielt ich meinen Mund."

Die Zeugin hatte ihre Aussage in einer klaren, offenen Weise erstattet, die gegen Anna's Verlegenheit und Schüchternheit bedeutend abstach. In den Gemüthern sämmtlicher Zuhörer weilte auch kein Schatten von Zweifel, daß beide die buchstäbliche Wahrheit gesprochen. Der Staatsanwalt schien jedoch geneigt, immer noch weitere Fragen zu stellen.

„Seit wann wußtet Ihr, daß Ihr würdet hierher kommen und diese Aussage thun müssen?"

„Erst einen Augenblick zuvor, ehe ich hierher kam, erfuhr ich es. Richard Winthorne, der Rechtsgelehrte, kam heute Nachmittag mit einem Wagen bei uns vorgefahren und holte uns ab. Aus einigen Bemerkungen, die unterwegs ausgetauscht wurden, nahm ich ab, daß Anna es schon seit einigen Tagen gewußt hatte. Mich hatte man nicht eher benachrichtigen wollen, wahrscheinlich weil man glaubte, ich würde mich weigern, der Aufforderung Folge zu leisten."

„Noch eine Frage, Zeugin. Trug der Gefangene in jener Nacht einen Mantel?"

„Nein; ich sah keinen."

Damit war das Zeugenverhör beendet und die Zeugin durfte sich entfernen. Richard Winthorne ging, um Samuel Lynn aufzusuchen, und fand ihn auf einer Bank in der äußern Halle sitzen. Es standen mehrere seiner Sekte angehörige Herren, von denen viele sich in Helstonleigh hoher Achtung erfreuten, um ihn herum.

Wundergeschichten werden bekanntlich durch Weitererzählen nicht weniger abenteuerlich, und ebenso bekannt ist,

daß die Leute dem öffentlichen Gerede keine nachsichtige Deutung geben, wenn sie mit Hülfe ihrer Phantasie eine schlimmere ausfindig machen können.

In der vorliegenden Sache bedurfte es jedoch keiner sehr großen Anstrengung der Einbildungskraft. Die ganze Stadt kam sofort zu dem menschenfreundlichen Schlusse, daß Anna Lynn eins der unmoralischsten Mädchen unter der Sonne sein müsse. Man erklärte sie für unklug, undankbar, ungehorsam und was weiß ich sonst noch. Hätte sie Atterly's Feld mit Gift bestreut und dadurch sämmtliche Lämmer umgebracht, so hätte man kaum schlimmer von ihr denken und sprechen können. Alle waren damit einverstanden und alle nur erdenklichen Schmähreden wurden ausgesprochen.

Daß Herbert Dare davon auch seinen gehörigen Antheil erhielt, kann man sich leicht denken.

Die erstaunte Patience hatte einen Boten nach Mr. Ashley's Fabrik gesendet und dort melden lassen, Mr. Winthorne sei dagewesen und habe Anna und Hester Dell abgeholt, weil bei der Gerichtsverhandlung über Herbert Dare ihr Zeugniß nothwendig sei. Der dadurch in nicht geringe Verwunderung gesetzte Quäker glaubte, Patience müsse den Verstand verloren haben oder die Meldung auf einem Irrthum beruhen. Nichtsdestoweniger lenkte er seine Schritte nach dem Stadthaus, wohin William Halliburton ihn begleitete, und wohnte der Zeugenaussage bei.

Er, bei seinen strengen Grundsätzen, war natürlich nicht geneigt, den Thatsachen im Allgemeinen eine günstigere Auslegung zu geben, als es von dem übrigen Publikum geschah. Man kann sich denken, was er fühlen mußte.

Er setzte sich auf eine Bank in der Vorhalle und bald gesellten sich Glaubensgenossen zu ihm, die, als sie die ein junges Mitglied ihrer Gemeinde betreffende schmachvolle Anklage vernommen, in großer Anzahl nach dem Stadthaus geeilt waren.

Als sie ihn anredeten, schien er nicht zu hören. Er saß mit den Händen auf den Knien da und sein Kopf hing auf die Brust herab.

Richard Winthorne näherte sich ihm.

„Miß Lynn und Ihre Dienerin werden nicht wieder gebraucht werden", sagte der Jurist. „Ich habe nach einer Droschke geschickt."

Die Droschke kam. Anna ward von Mr. Winthorne hineingehoben, Hester Dell folgte und Samuel Lynn erhob sich ebenfalls und stolperte hinein. — Er stolperte — ja, es ist dies das geeignete Wort — denn er schien kaum noch Kraft genug zu haben, die Füße aufzuheben.

„Du wirst nicht hart gegen sie sein, Samuel", flüsterte ein einflußreicher Quäker, der ein freundliches, wohlwollendes Gesicht hatte. „Einige von uns werden morgen die Sache mit Dir besprechen, mittlerweile aber sei nicht hart gegen sie. Du wirst bedenken, daß sie Dein Kind ist und keine Mutter hat."

Samuel Lynn gab keine Antwort — er schien nicht zu hören. Er saß seiner Tochter gegenüber, ohne die Augen aufzuschlagen, und sein Gesicht nahm eine fahle, unheimliche Blässe an. Hester bog sich plötzlich über die Wagenthür und winkte William Halliburton.

„Willst Du nicht so freundlich sein, uns zu begleiten?" flüsterte sie ihm zu. „Er gefällt mir gar nicht."

William stieg mit in den Wagen und dieser fuhr, nachdem zum großen Aerger der gaffenden Menge die Fenstervorhänge zugezogen worden, davon.

Ehe er noch völlig zur Stadt hinaus war, faßten William und Hester gleichzeitig und plötzlich den Quäker bei den Armen.

Anna kreischte.

„Was ist das?“ rief sie erschrocken über den Anblick des verzerrten Gesichts ihres Vaters.

„Es ist Dein Werk“, sagte Hester weniger sanft, als sie in einem ruhigern Augenblick gesprochen haben würde. „Während Du Deinem Freund Herbert Dare das Leben gerettet, hast Du wahrscheinlich das Deines Vaters vernichtet.“

Sie waren jetzt nahe an der Wohnung des Doctor Parry und William befahl dem Kutscher zu halten.

Der Arzt war zu Hause und nahm sofort William's Platz in dem Wagen ein.

Samuel Lynn hatte der Schlag gerührt.

William war eher im Hause des Quäkers als die Andern, um Patience vorzubereiten. Diese war jetzt so weit wiederhergestellt, daß sie ein wenig umhergehen konnte, obschon sie noch sehr lahm war.

Man trug Mr. Lynn in sein Zimmer. Anna eilte in ihrer tiefen Demüthigung und Schmach — denn vor öffentlichem Gericht genöthigt gewesen zu sein, eine solche Zeugenaussage zu erstatten, konnte nicht wohl anders genannt werden — auf ihr Zimmer und warf sich, angekleidet wie sie war, verzweiflungsvoll und wie vernichtet auf den Fußteppich.

Hier sah William sie, als er aus dem Zimmer ihres Vaters kam und an dem ihrigen vorüberging. Niemand bekümmerte sich um sie, denn alle waren mit Mr. Lynn beschäftigt. Es war jetzt keine Zeit zu Förmlichkeiten und William trat daher sofort in das Zimmer des armen Mädchens und versuchte es aufzurichten.

„Laß mich, William! laß mich! Ich wünsche nur zu sterben!"

„Anna, dadurch wird die Vergangenheit nicht besser. Laß nicht so allen Muth sinken."

Sie wendete sich jedoch entschlossen von ihm hinweg und schluchzte immer heftiger:

„Nur zu sterben! Nur zu sterben!"

William ging seine Mutter zu holen, erzählte ihr flüchtig den Hergang und bat sie, in das Haus des Jammers zu gehen und zu sehen, was sich thun lasse.

Jane war natürlich außer sich vor Erstaunen und verlangte weitere Erklärung. Sie verstand nicht, was ihr Sohn eigentlich meinte.

„Ich versichere Dir, daß ich es beinahe ebenso wenig verstehe", entgegnete William. „Anna war, wie sich ergeben hat, durch ein Versehen von Hester herausgesperrt und Herbert Dare blieb bei ihr. Daß er in Folge dieser Aussage freigesprochen werden wird, läßt sich kaum bezweifeln, natürlich aber hat das Publikum nun Stoff zu allerhand menschenfreundlichen Bemerkungen."

Jane eilte wie betäubt in das Nachbarhaus. Hier fand sie Patience in einem Zustande, der sich nicht beschreiben läßt; sie fand auch Anna in demselben Zustande, in welchem William sie verlassen, indem sie immer noch rief:

„O, daß ich todt wäre! daß ich todt wäre!"

Mittlerweile gingen die Verhandlungen in dem Stadthause ihrem Schlusse entgegen und der Richter oder Präsident begann sein Resumé, nicht mit den schwülstigen Ausbrüchen von Schönrednerei, welche dem Staatsanwalt oder auch dem Vertheidiger eigen zu sein pflegen, sondern in ruhigem, leidenschaftslosem Tone. Er legte den Geschworenen die Thatsachen kurz und bündig vor, ohne zu Gunsten des Angeklagten zu sprechen, jedoch zugleich offen gestehend, daß er nicht absehen könne, wie sie über die Aussage der beiden Zeugen, der jungen Quäkerin und ihrer Magd, hinwegkommen wollten. Wenn diesem Zeugniß zu glauben sei — und er für seine Person glaube demselben vollständig — so könne der Angeklagte des Mordes nicht schuldig sein und müsse freigesprochen werden.

Es war sechs Uhr, als die Geschworenen sich zurückzogen, um sich miteinander zu berathen.

Der Präsident, die übrigen Juristen und die Zuhörer blieben mit aller Geduld, die ihnen zu Gebote stand, in dem gedrängt vollen heißen Saale sitzen oder stehen. Von dem Ausspruch jener zwölf Männer hing es ab, ob der Angeklagte als unschuldig freigesprochen oder als schuldig gehängt werden sollte.

In seiner Tasche trug Sir William Leader eine gewisse kleine Mütze, schwarz von Farbe, an und für sich höchst harmlos, aber furchtbar bedeutungsvoll, sobald sie von der Hand des vorsitzenden Richters hervorgezogen ward. Sollte sie auch an diesem Abend zum Vorschein kommen?

Die Geschworenen traten endlich wieder ein. Nur eine Stunde Zeit hatten sie zu ihrer Berathung bedurft,

denn es dröhnten eben die Schläge der siebenten Abendstunde über die Stadt. Dem ungeduldigen Publikum war die Zeit wenigstens doppelt so lang erschienen. Wie mußte sie erst dem Angeklagten erschienen sein!

Die Geschworenen stellten sich neben einander in ihre Loge und der Ausrufer gebot Schweigen.

„Herren von der Jury, haben Sie sich über Ihren Wahrspruch geeinigt?“

„Ja.“

„Wie sagen Sie — ist der Angeklagte schuldig oder nicht schuldig?“

Der Obmann trat ein wenig vor, sah den vorsitzenden Richter an und sagte in ruhig gemessenem Tone:

„Mylord, wir finden ihn nicht schuldig.“

Ende des vierten Bandes.



Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.

